

Hansische Umschau

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Jeroen Benders, Karsten Brüggemann, Volker Henn, Rudolf Holbach, Carsten Jahnke, Sarah Neumann, Anna Paulina Orłowska, Anja Rasche, Anti Selart, Maik-Jens Springmann* u. a.

Bearbeitet von *Nils Jörn*

Allgemeines

Die Akten des Kaiserlichen Reichshofrates, Serie II: Antiqua, Bd. 4: Karton 278–424, hg. von Wolfgang Sellert, bearb. von Tobias Schenk (Berlin 2017, Erich Schmidt Verlag, 650 S.). – Der vorliegende Band markiert bereits nahezu die Halbzeit des großen, gemeinsam von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, der Universität Wien und dem Österreichischen Staatsarchiv betriebenen Projektes zur Verzeichnung einer der wichtigen Serien des kaiserlichen Reichshofrates. Die Antiqua sind neben den Antiquissima und den Alten Prager Akten eine aufgrund ihres Alters herausragende Serie für die Hanseforschung, die bisher vorgelegten drei Bände haben bereits reiches Material für die Hanse und ihre Städte erschlossen. Entsprechend neugierig ist man auf den ersten von Tobias Schenk vorgelegten Band der Serie. Bereits einleitend bemerkt der Hg., dass in diesem Band vor allem Westfalen, Mecklenburg, Hessen, Sachsen-Anhalt, Thüringen und das Elsass mit Prozessen vertreten seien, eine entsprechende hansische Ausbeute steht also zu erwarten. Die vom Hg. ausgewählten Beispiele betreffen vor allem das 18. Jh. und erschließen hier teilweise die unzähligen Mecklenburger Prozesse, in die das Herrscherhaus involviert war. Man merkt dem Nestor der Reichshofratsforschung die Freude an, mit der er sowohl rechts-, als auch landesgeschichtlich interessante Fälle heraushebt, auf das Verhältnis zwischen RHR und Kaiser oder Reichskammergericht eingeht, auf das Wirken des RHRs in den Territorien ebenso hinweist wie auf Außergewöhnliches wie die Bitte des Mecklenburger Herzogs an den RHR, eine möglicherweise eingehende Klage seiner Landstände abzuweisen. Noch lässt sich anhand des bisher verzeichneten Materials nicht feststellen, ob diese Klage jemals eingegangen ist und wie sie beschieden wurde, anhand der vorliegenden Erschließung sind wir aber längst aus dem Stadium der Zufallsfunde heraus, die Forscher bisher in den Quellen machen konnten – das Projekt hat bleibende Spuren hinterlassen! Dem Bearbeiter kann man nur zu seiner stringenten, auf das Wesentliche fokussierten Erschließung gratulieren, die neugierig macht auf die Akten, sie aber nicht inhaltlich auswertet.

Mithilfe der gewohnt ausdrucksstarken, hier von Sandra Weiss erstellten Indizes ist es ein leichtes, den Reichtum des Bandes für unsere Interessen zu erschließen. Der vorbildliche Apparat gliedert sich in eine chronologische Konkordanz, in der die Prozesse pro Eingangsjahr mit Laufzeit gelistet sind. Es folgt ein Register der RHR-Agenten, denen ebenfalls „ihre“ Prozesse zugeordnet werden. Das Register der Vorinstanzen, juristischen Fakultäten und Schöppenstühle schließt sich an, aus dem ersichtlich wird, dass an der hier erschlossenen Rechtsprechung weder der Lübecker Oberhof noch der Magdeburger Schöppenstuhl beteiligt waren, dafür aber die Juristischen

Fakultäten der Universitäten in Greifswald, Helmstedt, Köln, Leipzig und Rostock sowie die Schöppenstühle in Halle und Leipzig. Das ausführliche Personen- und Ortsregister schließt sich an, gefolgt von einem zuverlässigen Sachregister. Eine Signaturenkonkordanz beschließt den wissenschaftlichen Apparat, der immer wieder Lust auf Entdeckungen macht. Als Appetitanreger seien nur genannt mehrere Prozesse Erfurts gegen den Kurfürsten von Mainz um Religionsausübung, Steuerzahlung und Behinderung kurfürstlicher Zoll- und Marktdiener sowie um innerstädtische Konflikte Erfurts. Hansisch relevant ist auch der Konflikt der Stettiner Brüder Loitz mit den Grafen von Mansfeld um Zinswucher und die Rückgabe der beschlagnahmten Mansfelder Kupferbergwerke, die ein weiteres Schlaglicht auf die Wirtschaftskraft wirft und den erheblichen Einfluss der Loitzen auf die mitteldeutsche Wirtschaft und darüber hinaus zeigt. Sehr interessant sind auch die aufscheinenden Nachwehen der Grafenfehde mit Urkundenabschriften Waldemar IV. Atterdag von Dänemark aus dem Jahre 1366, einem Befehl Karls V. an die mecklenburgischen Herzöge, sich nicht in die Grafenfehde einzumischen und entsprechende Gesandtschaftsschreiben der Statthalterin der Niederlande. Ein weiterer Fall dreht sich um die Zugehörigkeit Livlands zum Heiligen Römischen Reich, die seinerzeit bekanntlich umstritten war, was sich daran zeigte, dass die Städte Livlands immer wieder zu Reichssteuern veranlagt wurden. In diesem Falle war der Koadjutor des Erzstifts Riga, Herzog Christian von Mecklenburg durch den König von Polen gefangen genommen worden und versuchte seine Freilassung durch den RHR zu erwirken. In einem weiteren Fall wurde zwischen 1568 und 1571 um die Durchsetzung von Ansprüchen aus dem Testament Herzogs Albrecht von Preußen gestritten. Auch der Streit zwischen den Gebrüdern Brömbse und Heinrich Adrian Müller, alle aus Lübeck stammend und im kaiserlichen Dienst stehend, um die Beilegung des Streits um ein Stadtgut bei Lübeck findet sich in den Akten. Der kaiserliche Resident Heinrich Adrian Müller und sein Bruder Andreas Gottfried erbaten zudem die Konfirmation des RHR für den Erwerb des Gutes Mori. In dem Band finden sich mehrere Fälle mit Bezug zur Reformation, der wichtigste ist sicherlich der um die Bekämpfung des Täuferreiches in Münster, der die zahlreiche Involvierung wichtiger Reichsstände und ihre diplomatischen Aktivitäten zeigt. Man freut sich auf die noch folgenden Findbücher dieser und der anderen durch das Projekt erschlossenen Serien und kann dem Fortgang der Inventarisierung dieser für die Reichs- wie die Hansegeschichte wichtigen Akten nur gutes Gelingen wünschen.

N. J.

Angela Huang, *Die Textilien des Hanseraums. Produktion und Distribution einer spätmittelalterlichen Fernhandelsware* (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, N.F. 71, Köln 2015, Böhlau Verlag, 311 S., zahlr. Tab.,

Graf. und Ktn.). – Die hier umständehalber etwas verspätet anzuzeigende, von C. Jahnke angeregte und betreute Kopenhagener Diss. geht von der in der hansegeschichtlichen Forschung weitverbreiteten Vorstellung aus, wonach im Hanseraum produzierte Textilien nur von vergleichsweise mäßiger Qualität waren und deshalb im Hansehandel so gut wie keine Rolle gespielt hätten. Demgegenüber will die Vf.in „eine Neubewertung des Hanseraums als Produktionsraum für textile Fernhandelswaren“ (12) vornehmen, die zugleich hansisches Kaufmannsgut und insofern Teil des hansischen Handels waren. Der Analyse der einschlägigen Quellen schickt sie deshalb einige definitivische Bemerkungen zur Hanse, zum Hanseraum, zu den Hansestädten und zu den Textilien des Hanseraums voraus. Dabei wird der Hanseraum, der zwar durch den Handel geprägt, aber „nach gegenwärtigem Forschungsstand nicht fest in den hansischen Handel integriert (war)“ (18), als der „durch das binnenhansische Handels- und Kommunikationsnetzwerk abgedeckte Raum“ (19) verstanden, der allerdings in wirtschaftlicher Hinsicht hansische und nicht-hansische Elemente vereinigte. (Dass ausdrücklich die Niederlande nicht zu diesem Hanseraum gehört haben sollen (ebd.), verwundert ein wenig, wenn man bedenkt, dass es allein in den östlichen Niederlanden auch nach 1400 mindestens zwölf unstrittige, in die hansischen Netzwerke eingebundene Hansestädte gab.) Als Hansestädte, von denen etliche Zentren exportorientierter Tuchproduktion waren, gelten niederdeutsche Städte, deren Kaufleute die hansischen Privilegien im Ausland nutzten, und die „an hansischen Versammlungen, Beschlüssen oder Aktivitäten teilnahm(en)“ (20). (Diese Zuschreibungen sind in der Hanseforschung nicht neu; wenn sie aber ernst genommen würden, dann würden viele der angeblich weit über hundert kleinen Hansestädte in neuem hansischen Licht erscheinen.) An anderer Stelle wird darüber hinaus auch die „Herstellung von Exportprodukten für den hansischen Fernhandel“ (175) als Kriterium der Zugehörigkeit zur Hanse zur Diskussion gestellt. „Textilien des Hanseraums“ sind danach im Hanseraum nach bestimmten, von den Städten festgelegten und streng geprüften Qualitätsstandards hergestellte Tuche, die damit zugleich einen Beitrag zur Senkung der Transaktionskosten leisteten. – Im Mittelpunkt der Ausführungen stehen Produktion und Vertrieb „hansestädtischer“ Leinwand nach England. Die bei weitem wichtigste Quelle für die Untersuchung der Vf.in sind die Londoner Zollakten, die seit einigen Jahren von S. Jenks mit großem Engagement herausgegeben werden (s. HGbl. 123, 2005, 262 f.; 125, 2007, 315; 126, 2008, 320 f.; 127, 2009, 210 f.). Dabei kommen insbesondere die „Particulars of Account“ aus den Jahren 1384–1503 in Betracht, weil nur sie das Zollgeschehen hinreichend detailliert abbilden und somit auch über die nach London importierten (Leinen-)Tuche Auskunft geben. – Trotz quellenbedingter Schwierigkeiten bei der Auswertung der Abrechnungen

gelingt es der Vf.in, ein sehr differenziertes und facettenreiches Bild der Leinwandexporte aus dem Hanseraum zu entwerfen. Aus den Londoner Zollakten ergibt sich, dass im Untersuchungszeitraum im Durchschnitt 30 % der importierten Leinentuche aus dem Hanseraum stammten. Dabei unterscheidet die Vf.in drei Phasen: Eine erste, die von den 1380er bis in die 1420er Jahre reicht und geprägt ist durch die Importe der unspezifischen Sorten „Westfale“ (wozu neben der in Westfalen auch in Sachsen gefertigte Leinwand gehörte) und (in deutlich geringerem Umfang, weil auch die ostenglischen Häfen beliefert wurden) „Prucie“; dabei handelte es sich um mittlere, gleichwohl nachgefragte Qualitäten. Die zweite Phase erstreckt sich von den 1420er bis in die 1470er Jahre; in dieser Zeit traten Sorten in den Vordergrund, die nach ihrer Herkunft aus den sächsischen Hansestädten Salzwedel, Braunschweig und Göttingen (und deren Umland) benannt wurden und bei denen die städtischen Sortennamen zugleich die festgelegten Qualitätsstandards garantierten. Dabei lag nicht nur die Vermarktung in den Händen der Kaufleute, sondern sie nahmen auch Einfluss auf die Produktion wettbewerbsfähiger Tuche selbst. Die letzte Phase schließlich umfasst die Jahre nach dem Utrechter Frieden (1474) bis zum Beginn des 16. Jh.s. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass nun die westfälischen Städte Herford, Osnabrück, Münster und das sächsische Hannover mit den (vielleicht geringfügig höherwertigen) Produkten ihrer exportorientierten Leinenweberei eine führende Stellung einnahmen. In dieser Phase beliefen sich die Importe hansestädtischer Leinwand nach den Berechnungen der Vf.in auf 12 % der gesamten hansischen Importe nach London. – In einem weiteren Schritt geht die Vf.in der Frage nach den Importeuren der Leinentuche aus dem Hanseraum nach und findet sie im 15. Jh. zu einem großen Teil unter den Mitgliedern der Londoner Mercers' Company; daneben spielten aber auch hansische, insbesondere Kölner Kaufleute eine wichtige Rolle. Sie waren es, die seit den 70er Jahren des 15. Jh.s die englischen Mercers in einem nicht immer spannungsfrei verlaufenden Prozess aus dem Leinwandhandel verdrängten. Die wichtigsten Umschlagplätze waren die Brabanter Messen, insbesondere Antwerpen, das zeeländische Middelburg und später auch Amsterdam. Weitere Veränderungen der Vertriebs-/Distributionsstrukturen betreffen die Bedeutung, die Köln, Hamburg und Danzig seit den 1420er Jahren im Kontext der Exporte hansestädtischer Leinwand nach England zukam. Die Vf.in macht außerdem darauf aufmerksam, dass mit der Einbindung der genannten tuchproduzierenden Städte in den hansischen Handel deren Engagement in hansischen Angelegenheiten im 15. Jh. zunahm, ablesbar an der häufigeren Teilnahme an gesamthansischen Tagfahrten, weil nun auch eigene wirtschaftliche Interessen auf dem Spiel standen. In einem abschließenden Kapitel nimmt die Vf.in auf der Grundlage zusätzlicher Quellen

(Zollprivilegien, Pfundzolllisten, Kaufmannsbücher u. a. m.) die hansischen Tuchexporte auch in andere Regionen (Flandern, Holland, Skandinavien, Baltikum, Russland) in den Blick, wobei neben der Leinwand auch die in Hansestädten hergestellten Wolltuche, zumeist handelte es sich um ungefärbte „graue“ Laken, die als relativ preiswerte Kleiderstoffe Verwendung fanden, berücksichtigt werden. (Freilich ist die Tatsache, dass Wolltuche aus Kampen, Harderwijk, Dortmund, Braunschweig, Göttingen und vielen anderen Orten im späten Mittelalter Gegenstände des hansischen Fernhandels waren, in der hansegeschichtlichen Forschung nicht gänzlich unbekannt geblieben.) Ergänzt werden die Ausführungen durch einen umfangreichen Anhang (S. 233–282) mit mehr als 30 Tabellen, die das ausgewertete Material statistisch erschließen. – Insgesamt ist es der Vf.in gelungen, ein umfassendes Bild der um die Mitte des 14. Jh.s einsetzenden exportorientierten hansestädtischen Tuchproduktion und des hansischen Handels mit den entsprechenden Erzeugnissen zu entwerfen, das hier nicht in allen Einzelheiten nachgezeichnet werden konnte, das aber durchaus neues Licht auf das Verhältnis von gewerblicher Produktion im Hanseraum und hansischem Fernhandel wirft. Damit stellt das Buch einen beachtlichen Beitrag zum Verständnis der Rolle der Hanse im wirtschaftlichen Kräftespiel im Nord- und Ostseeraum dar. *V. H.*

Vorhansische Zeit

Bearbeitet von *Felix Biermann*

Jan Schuster (mit einem Beitrag von Claus von Carnap-Bornheim, Ulf Ickerodt und Eicke Sieglhoff), *Masse – Klasse – Seltenheiten. Kaiserzeitliche und völkerwanderungszeitliche Detektorfunde der Jahre 2006 – 2014 aus Schleswig-Holstein* (Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein, Sonderheft; Archäologisches Landesamt Schleswig-Holstein, Schleswig 2016, 176 S., 90 Abb.). – In den letzten anderthalb Jahrzehnten sind viele archäologische Landesämter in den nord- und ostdeutschen Bundesländern dazu übergegangen, archäologisch interessierte Metallsondengänger in dieser oder jener Form in Bodendenkmalpflege und Forschung zu integrieren. Man reagiert damit auf den Sachverhalt, dass illegale Aktivitäten dieser Art schwer zu verhindern sind und großen Schaden anrichten. Zugleich soll den gutwilligen Detektornutzern die Möglichkeit zur Mitarbeit gegeben werden, durchaus im Sinne einer *Citizen Science*. In der Regel erwerben die betreffenden Personen in Lehrgängen die nötigen praktischen und theoretischen Kenntnisse und einen Status als ehrenamtliche Mitarbeiter. Sie können hernach bestimmte Fundplätze unter Wahrung denkmalpflegerischer Standards prospektieren, wozu die Einmessung der relevanten Realien und die Berichterstattung gehören. Die

Funde gehen in Landesbesitz über. Diese Verfahrensweise hat allerorten und für alle metallführenden Epochen zu bemerkenswerten Resultaten geführt: Metallsachen werden in einer Menge und Qualität geborgen, die man zuvor nicht für möglich gehalten hätte; Schatzniederlegungen verschiedenster Art werden so häufig gemeldet wie seit dem späten 19. Jh. nicht mehr, als agrartechnische Neuerungen zu einer ersten Entdeckungswelle historischer Horte geführt hatten; Fundplätze werden neu entdeckt, bekannte Fundorte erweisen sich als viel reicher denn gedacht. – Die Detektorarchäologie ist insofern wissenschaftlich gewinnbringend und erweist sich als beste Option, um „Raubgräberei“ einzudämmen. Sie stellt die beteiligten Archäologen aber auch vor erhebliche Aufgaben: In großen Mengen werden Funde eingeliefert, die der Dokumentation, Konservierung und Inventarisierung bedürfen, und zwar nicht im Rahmen begrenzter Projekte, sondern fortwährend: An Bodendenkmälern im Kulturland kommt vielfach über Jahre immer wieder neues Sachgut ans Tageslicht. Die wissenschaftliche Bearbeitung erweist sich als aufwendig, weil die Stücke oft stark fragmentiert sind und eines stratigrafischen Kontextes ermangeln, der erste Hinweise auf die Zeitstellung gibt. Überdies hat sich die Zahl möglicher Vergleichsfunde durch die Detektorprospektionen dermaßen erhöht, dass die Zusammenstellung von Parallelen für einen Neufund aus Metall, also die übliche archäologische Methodik der Fundeinordnung, mittlerweile eine enorme Rechercheleistung erfordert. – Die praktikabelste Form der wissenschaftlichen Nutzbarmachung von Detektorfunden wird noch erprobt: Man kann z. B. die Auswertung und Publikation einzelner Funde oder Fundplätze, aber auch zeitlich oder regional fokussierte Fundzusammenstellungen vornehmen, die Fundverteilungspläne und Koordinaten veröffentlichen oder diese Informationen zurückhalten. Unter diesem Aspekt ist der vorliegende Band auch methodologisch interessant: Der Lodzer Archäologe Jan Schuster, einer der besten Kenner der Sachkultur der ersten nachchristlichen Jahrhunderte in Mitteleuropa, stellt die 2006–2014 geborgenen Detektorfunde der Römischen Kaiser- und Völkerwanderungszeit (1.–6. Jh. n. Chr.) aus Schleswig-Holstein vor. Überdies skizzieren Claus von Carnap-Bornheim, Ulf Ickerodt und Eicke Sieglhoff in einem einführenden Beitrag das „Schleswiger Modell“ der Detektorarchäologie aus Sicht der Bodendenkmalpflege, die bisherigen, insgesamt positiven Erfahrungen sowie die Perspektiven dieser Herangehensweise. – Herzstück des Buches ist ein ausführlicher Katalog von über 800 Funden der besagten Epoche aus dem gesamten Bundesland, die beschrieben und wissenschaftlich bestimmt werden – verortet jeweils nach Gemarkung und Fundplatz, jedoch nicht unter Angabe von Koordinaten. Das ist zwar nachvollziehbar, können genaue Fundortangaben doch auch unerwünschten Interessenten entscheidende Hinweise liefern. Freilich wird damit aber auch auf Einzelfundkartierungen verzichtet, die zur Struktur und Aus-

dehnung von Siedlungs- oder Bestattungsplätzen, zur Lage von Gräbern oder metallurgischen Werkstätten beitragen können. Funddatum und Finder werden im Katalog bzw. im ganzen Buch nicht erwähnt, weder die Einzelperson noch die an der jeweiligen Prospektion beteiligten Sucher. Eine solche Nennung hält Rez. als Würdigung von Engagement, Geschick und Fundglück der jeweiligen Metallsucher jedoch für angebracht. Praktisch schwerer als diese Stilfrage wiegt, dass nur ein kleiner Teil – etwa ein Viertel – der Funde abgebildet wird. Ohne Illustration reduziert sich der Wert einer Beschreibung jedoch erheblich. Auch in Katalogen gilt, dass ein Bild mehr als tausend Worte sagt. – Der auswertende Teil wird durch eine Karte und Liste der über 70 Fundplätze einschlägigen Materials eingeleitet, von denen dann eine Auswahl (vorwiegend Gräberfelder) kurz beschrieben wird. Die Auswahl ist gegliedert in bekannte und ergrabene, bekannte, aber noch nicht weiter untersuchte, neu entdeckte Fundplätze sowie solche „mit Überraschungsfunden“ (6). Über den größten Teil der Fundorte erfährt man nichts. Dann wird das Fundmaterial, das vorwiegend aus Fibeln besteht, ausführlich besprochen. Souverän und sachkundig ordnet Vf. die kaiser- und völkerwanderungszeitlichen Gewandspangen typologisch ein, meist unter Orientierung am maßgeblichen System Oscar Almgrens und mittels weiträumiger Verbreitungskarten. Ein Schwerpunkt des Materials liegt auf den älterkaiserzeitlichen Rollenkappen- sowie Armbrustfibeln der jüngeren Kaiser- und Völkerwanderungszeit. Auch die Fibeln mit hohem Nadelhalter sowie die nach einem südjütischen Fundort benannten, vorwiegend spätkaiserzeitlichen Nydamfibeln sind recht häufig. Besonders schön sind bunt emaillierte Scheibenfibeln, die zu den eher seltenen römischen Importen zählen. Eine Fibel vom Typ Gródek 47 mit Verbindungen zur Wielbark-Kultur im Weichselraum oder eine solche vom Typ Bornholm können „als Zeugnis individueller Mobilität interpretiert werden“ (33), ein anderer Fund vertritt eine „osteuropäische Variante der Bügelknopffibeln“ und ist als „innerbarbarischer Import wahrscheinlich aus dem Gebiet zwischen Prut und Dniepr“ aufzufassen (36f.). Auch andere Spangen lassen auf überregionale Kulturkontakte, die Zuwanderung einzelner Personen, exogame Heiratsverbindungen schließen. Eine Anzahl von Kreuzfibeln, Bügelfibeln mit halbrunder Kopfplatte, Dreiknopffibeln u. Ä. belegt die Völkerwanderungszeit – meist das 5. Jh., selten noch die Anfänge des 6. Jh.s. Die spätere Völkerwanderungszeit bzw. die zweite Hälfte des 6. Jh.s wird kaum bezeugt, worin das Fundbild Schleswig-Holsteins jenem in den östlich anschließenden Gebieten ähnelt. Die Metallsachen scheinen anzudeuten, dass sich das Land im Zuge von Migrationen leerte, die bereits im späten 4. oder frühen 5. Jh. einsetzten und sich im folgenden Säkulum verstärkten; Verf. äußert sich aber nicht zu der Frage, was seine Materialien zu diesem siedlungsgeschichtlich höchst relevanten Vorgang aussagen. Er erörtert hingegen ausführlich die Vergleiche, Verbreitung und Datierung der Fibeln. Ähnlich

profund werden sonstige Metallsachen – Gürtelzubehör, Schmuck, Reitersporren u. Ä. – dargestellt, hier häufiger mit Hinweisen auf unklare Zeitstellung. Tatsächlich können verschiedene Schnallenfragmente, Beschläge und ein Siebfragment auch jünger sein. Wenn ein Detektorfund nicht eindeutige Merkmale aufweist, ist er als Lesefund kaum näher einzuordnen. Ein goldener, filigranverzierter Nadelkopf, ein reich im Tierstil I verziertes, vergoldetes Silber-Zierstück sowie Teile spätrömischer Militärgürtel seien hervorgehoben. Die römischen Münzen werden nur kurz erwähnt, da sie Gegenstand einer anderen Studie sind. Am Ende steht ein kurzes Fazit, das die Funde als „in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende Erkenntnisquelle für Forschungen zur Frühgeschichte des norddeutsch-südkandinavischen Raumes“ würdigt (74), namentlich für überregionale Kontakte und Beziehungen zur antik-mediterranen Welt, nach Ost- und Südosteuropa. – Im Ganzen ist eine Materialvorlage mit typologischem Schwerpunkt gelungen, die den reichen Fundstoff präsentiert, solide einordnet und viele Vergleichsmöglichkeiten bietet. Die Schrift schöpft das kulturhistorische Potenzial der Metallfunde nicht aus, bietet aber die Grundlagen für weitergehende siedlungs-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchungen.

Felix Biermann

Reinhart Staats und Günter Weitling, *Ansgar in Haithabu. Anfänge des Christentums in Nordeuropa* (Kiel 2017, Verlag Ludwig, 332 S., 14 farbige Abb.). – Unter den als heilig verehrten Kirchenmännern nimmt Ansgar in der Kirchengeschichte des Nordens eine besondere Stellung ein. Als bedeutender Missionar blieb er auch nach der Reformation im dauerhaften Gedächtnis der protestantischen Kirche. Insbesondere die biografische Würdigung durch Rimbert in seiner „Vita Anskarii“ festigte das Bild eines von den christlichen Grundgedanken der Nächstenliebe, Demut und Askese durchdrungenen Missionars. Dieser bis heute geltenden Darstellung seiner Person geht die vorliegende Studie nach. Die Kirchenhistoriker Reinhart Staats und Günter Weitling nahmen die Schaffung einer Ansgar-Memoria in Haithabu, an der beide als Projektförderer tätig waren, und schließlich deren Einweihung 2011 zum Anlass, einen vielschichtigen Blick auf das Leben des Kirchenmannes zu richten. Neben den historischen sowie theologischen und kirchenpolitischen Entwicklungen der Zeit um 849, dem Jahr der Errichtung einer ersten Kirche in Haithabu, steht insbesondere die Rezeption des Ansgarbildes im Mittelpunkt der Ausführungen.

Einführend erläutern die Autoren dezidiert die epochenübergreifende Verehrung Ansgars. Besonders in den vergangenen 150 Jahren erlangte er eine große Popularität, wie die zahlreichen Patrozinien neu gegründeter Kirchengemeinden sowohl in Norddeutschland als auch in den skandinavischen Ländern belegen. Äußerst informativ ist hierzu die im letzten

Kapitel beigebrachte Auflistung der Ansgarkirchen und -institutionen. Sie verdeutlichen eindrucksvoll die Beliebtheit des Heiligen. Diesem Blick auf die Präsenz des Ansgargedens, sowohl in katholischen als auch protestantischen Gemeinden, folgt die politische Bedeutung, die der Heilige für die Nachwelt besaß. Dabei zeichnen die Autoren die im Kontext der jeweiligen Zeitgeschichte zu verstehenden unterschiedlichen Ansgarbilder nach, die mit den tatsächlichen historischen Umständen meist wenig zu tun hatten und häufig spezifisch politischen Zielsetzungen dienten. So berief sich ein religiös ungebrochener Patriotismus im 19. Jh. in Dänemark und Schweden auf Ansgar als Apostel des Nordens. Auch wurde er innerhalb des aufkommenden politischen Nationalismus ab der zweiten Hälfte des 19. Jh.s je nach Gesinnung instrumentalisiert, wobei der deutsche Nationalismus im Gegensatz zum dänischen und schwedischen kaum Notiz von der historischen Person Ansgars nahm. In der Zeit des Nationalsozialismus schwand die Bedeutung Ansgars aus dem Staatsbewusstsein weitgehend, stand er doch für eine geistliche und geistige Mission, die, im Gegensatz zu den folgenden kriegerischen Missionsversuchen des 12. Jh.s, aus der Sicht des totalitären Staatsregimes an historischem Gewicht verlor. Diesem Blick auf die Rezeptionsgeschichte des Ansgarbildes folgt schließlich die Darstellung der historischen sowie kirchenpolitischen Umstände und Entwicklungen, die im Zusammenhang mit der Gründung eines Missionsstützpunktes in Haithabu stehen. Neben dem Wirken Ansgars in Haithabu und seinem Missionsauftrag für den Norden erfährt der Leser Fakten zu einer Zeitepoche, in der die herrschaftlichen Strukturen sich neu gestalteten. Deutlich wird dabei, dass er als Schüler der Reichsabtei Corbie und schließlich als Lektor im ebenfalls reichsunmittelbaren Corvey eine enge Bindung zum kaiserlichen Hof besaß und die Mission auch als Erfüllung eines herrschaftlichen Auftrags verstand. Das Prinzip der Gewaltlosigkeit war kennzeichnend für seine Missionsarbeit. Damit handelte der Benediktinermönch Ansgar streng nach der Ordensregel. Vorbild war ihm hierbei Willehad, der Benediktiner aus York und erste Bischof von Bremen, der Zeit seines Lebens für ihn ein Lehrmeister war und über den er gegen Ende seines Lebens einen Wunderbericht verfasste; Anlass dafür war die Überführung der Gebeine des Bischofs in den neuen Bremer Dom.

In einem gesonderten Kapitel erläutern Staats und Weitling anhand von Ausführungen zur christlichen Ethik die Handlungsmuster Ansgars. Ausführlich wird erörtert, dass für ihn einzig ein Leben streng nach den Grundsätzen von Armut und Demut den Missionserfolg gewährleistete. Der materielle Reichtum der Klöster diene allein dem karitativen und diakonischen Nutzen für die Allgemeinheit. Trat ein Mönch aus dem kontemplativ-zurückgezogenen Umfeld der inneren Klausur in das öffentliche Leben, so sollte sein Han-

deln von Selbstlosigkeit und Nächstenliebe geprägt sein. Wichtig blieb auch außerhalb des Konvents die manuelle Arbeit. Sie war sowohl Anspruch an ein gottgefälliges Leben als auch Vorbild.

Einen großen Bereich der Publikation nimmt das Kapitel „Ansgars neuzeitliche Wirkung auf Kirche und Politik“ ein. Hierin wird anhand der Schriften des Historikers Friedrich Christoph Dahlmann, des Theologen und Dichters Nicolai F. S. Grundvig, des Pastors Claus Harms, des Erzbischofs von Uppsala Nathan Söderblom sowie der Schriftstellerin und Historikerin Ricarda Huch das jeweilige Bild vom Missionar ausgeführt. Anschaulich wird herausgearbeitet, dass das Leben Ansgars entsprechend der jeweiligen Intention und des Standpunkts der Autoren seine spezifische Deutung erhielt. Als Herausgeber der „Vita Anskarii“ prägte Dahlmann ein stark quellenbasiertes Bild vom Missionar. Die Schriften Grundvigs waren besonders von den Visionsdarstellungen aus der Vita geprägt und Harms sah in Ansgar einen von der Kraft des Glaubens durchdrungenen Kirchenmann, der die Mission als Gottesauftrag annahm. Für Söderblom war Ansgar Schwedens erster christlicher Lehrer. Aufgrund seiner Güte sah er in ihm ein Vorbild missionarischen Arbeitens. Huch machte in der Zeit des NS-Regimes Ansgar zu einer politischen Figur. Mit der Betonung der von Ansgar verkörperten christlichen Werte entwickelte sie ein Bild, das konträr zu dem von den Nationalsozialisten so stark betonten germanischen Heidenkult stand.

Die vorliegende Veröffentlichung bietet auf informative Weise eine Reihe von Ausführungen insbesondere zum Nachleben Ansgars und dessen Rezeption. Und hier liegt die Stärke der Abhandlung. Der Blick auf den Missionar war geprägt von den Zeitströmungen, die das Handeln und Wirken des Kirchenmanns immer wieder auch in politische Bezüge setzten. Die kirchenhistorische Darlegung bleibt hingegen eher erzählend. Wichtige neue Forschungsergebnisse und -diskussionen bleiben außen vor. So wird die seit neuerer Zeit wieder aufgenommene Datierungsfrage zur Gründung des Erzbistums Hamburg und damit zur Ernennung Ansgars zum Erzbischof nicht thematisiert. Auch bleibt die Wirkmächtigkeit von Feindbildern, etwa in Bezug auf die Wikinger in den fränkischen Quellen, unbearbeitet. Überhaupt erfährt der Leser nur wenig zu den näheren Entstehungsumständen der „Vita Anskarii“ und der Person Rimberts. Darüber hinaus wäre eine Darstellung wünschenswert gewesen, die die anschaulich geschilderte geistliche und geistige Haltung Ansgars in die Reform des fränkischen Klosterwesens unter Benedikt von Aniane einordnet. Ein weiterer Kritikpunkt umfasst das Quellen- und Literaturverzeichnis. Es nennt vor allem die gängigen Überblickswerke, einige Werke aus dem Anmerkungsapparat fanden leider keinen Eingang ins Verzeichnis. Zudem hätte eine intensivere redaktionelle Durchsicht notgetan. So ist die Nennung der einzelnen Buchtitel nicht immer einheitlich. Zudem

fehlen vereinzelt Vornamen, Erscheinungsorte und -jahre, aber auch Publikationstitel, sodass hier eigene Recherchen unumgänglich sind. Trotz dieser Kritikpunkte sei hervorgehoben, dass hier erstmals eine kirchenhistorische Untersuchung zu Ansgar vorliegt, die den Fokus auf sein Wirken in Haithabu legt. Sie kann somit in vielfältiger und wichtiger Weise die archäologischen Studien ergänzen.

Katja Hillebrand

Mythos Hammaburg – Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs, hg. von Rainer-Maria Weiss und Anne Klammt (Veröffentlichungen des Helms-Museums, Archäologisches Museum Hamburg, Stadtmuseum Hamburg, 107; Kiel 2015, Wachholtz Verlag, 508 S., zahlr. Abb.). – Die Begleitpublikation zur großen Ausstellung von 2015, zugleich Ergebnis einer Fachtagung, untersucht in über 50 archäologischen und historischen Studien die frühmittelalterliche Hammaburg, die Keimzelle Hamburgs. Dabei geht es auch um das europäische Phänomen des frühgeschichtlichen Burgenbaus sowie die Etablierung von Handels-, Herrschafts- und religiösen Zentren. Zunächst werden historische und archäologische Forschungen vorgestellt, um den „Mythos Hammaburg“ zu durchleuchten und dabei Fakten von Fiktionen zu trennen. Im Mittelpunkt stehen die archäologischen Grabungsergebnisse auf dem Hamburger Domplatz – dem Standort der Hammaburg – und in der Altstadt, wo u. a. der berühmte sog. „Bischofsturm“ freigelegt werden konnte, der neue Interpretation erfährt (Rainer-Maria Weiss, Anne Klammt, Karsten Kablitz, Elke Först, Torsten Kempke u. a.). Durch die systematische Zusammenführung der digitalisierten Grabungspläne und Fundberichte der Grabungskampagnen von 1949–2005 in einem archäologischen Informationssystem konnten die zuvor oft isoliert betrachteten Befunde auf dem Domplatz in einer Gesamtschau analysiert werden, mit vielen Einsichten zur Burggeschichte: „Die archäologischen Befunde des 8. bis 11. Jh.s vom Hamburger Domplatz lassen sich nach Abschluss der Grabungen 2005/06 in eine geschlossene, fünf Perioden umfassende Abfolge gliedern“, führt Karsten Kablitz aus (84). Die Hammaburg war im Ursprung keine „Domburg“; erst nach Einebnung der Wehranlage entstand dort im 11. Jh. die erste Kathedrale. Aus der ältesten „Doppelgrabenanlage“ der Hammaburg kristallisiert sich nun eine frühe Ringgrabenanlage der sächsischen Zeit vor 800 und eine zweite des frühen 9. Jh.s heraus. Die erste Grabenanlage war aufgrund ihrer geringen Ausmaße (Durchmesser ca. 40–50 m) kaum mit einem Wall, sondern wohl nur mit einer Palisade geschützt – handelte es sich eher um einen Versammlungsplatz denn um einen Wehrbau? Vor der Errichtung der dritten Befestigungsanlage entstanden über den Gräben in der Mitte des 9. Jh.s kleinere Häuser, wohl im Zusammenhang mit einem Handelsplatz. Die folgende Fortifikation vom Ende des 9. oder Anfang des 10. Jh.s prägte sich als mächtiger Ringwall aus,

der bis zum Ende jenes Säkulum mehrfach verstärkt wurde, sodass die Wallbreite der jüngsten Phase bis zu 22 m aufwies. Die Innenbesiedlung dieser Burg setzte sich auch nach der Schleifung des Walls fort, als bereits mit den Dombauarbeiten begonnen worden war. Aus jener Phase sind Werkstattbefunde hervorzuheben, so zwei Glockengussgruben des 11. Jh.s. Die Wallanlage wurde nach Zerstörungen im 11. Jh. aufgelassen. Wohl zeitgleich wurde der sog. „Heidengraben“ angelegt, der als Abschnittsbefestigung die gesamte Halbinsel zwischen Alster und Bille im Osten abriegelte. Die Wall-Graben-Fortifikation nahm in Teilabschnitten deutlich Bezug auf den vorangehenden großen Ringwall. Im weiteren 11. Jh. entstand die „Neue Burg“ südöstlich der Halbinsel, an der Alsterschleife unweit des Übergangs eines wichtigen Nord-Süd-Fernhandelswegs. Die ovale Ringwallanlage, deren Holz-Erde-Kastenkonstruktion bei jüngsten Ausgrabungen sehr eindrucksvoll erfasst werden konnte, war neue herrschaftliche Residenz und stellte als solche den weltlichen Gegenpol zur erstarkenden klerikalen Macht am Dom dar. Die Präsentation der Befunde erfolgt anhand von aufwendigen Grafiken und Fotografien, die den Blick geschickt auf das Wesentliche lenken. Den Karten fehlen allerdings oft Nordpfeile und Maßstabsangaben, sodass die Orientierung und die Größenverhältnisse zuweilen unklar bleiben. Die teils doppelseitigen Rekonstruktionen, Pläne, Befund- und Fundfotografien veranschaulichen gleichwohl die einzelnen Bauphasen der Hammaburg sehr instruktiv. – Der spannenden Thematik der „slawoiden Keramik“ widmet sich der Beitrag von Torsten Kempke: Im 9. und 10. Jh. sind im Hamburger Raum Keramiktöpfe nach slawischem Vorbild mit entsprechenden Zierelementen gefertigt worden, die jedoch gleichzeitig regionaltypische Eigenheiten aufwiesen. Auch lässt sich bei manchen Gefäßen des späten 8. und frühen 9. Jh.s nicht entscheiden, ob es sich um „spätsächsische Eitöpfe“ oder frühslawische „Sukower Standbodentöpfe“ handelt. Fließende Übergänge scheinen in Hamburg nicht die Ausnahme, sondern die Regel zu sein. – Schon früh besaß die günstig gelegene Hammaburg, bald Mittelpunkt einer frühurbanen Siedlung und religiöses Zentrum, vielfältige Bedeutung, was u. a. darin deutlich wird, dass hier in den 960er Jahren der durch Kaiser Otto I. abgesetzte Papst Benedikt V. sein Exil verbrachte. Mehrere Beiträge ordnen die Hamburger Befunde in den Zusammenhang der Reichspolitik des 9.–11. Jh.s und ihr spätsächsisches Siedlungsumfeld ein. Die überregionale Kontextualisierung, die u. a. das frühe Magdeburg und ländliche Siedlungsbefunde im Umland Hamburgs einbezieht, ermöglicht dabei Einsichten zur Siedlungskontinuität oder -diskontinuität bezüglich der Ortsplatzwahlen im Frühmittelalter. Stephan Freund erhellt die karolingische und ottonische Politik in Sachsen auf historischer Grundlage, was Wolfram Giertz archäologisch durch typische fränkische Funde aus Hamburg ergänzt: Fragmente einer sog. Tatinger Kanne und Kreuzfibeln, die möglicherweise als Ehrengeschenke und

Statusobjekte einer klerikalen oder profanen Elite vor Ort gelangten. Weiter geht es um die berühmten Missionsreisen Ansgars, der im 9. Jh. u. a. die großen Handelsorte Skandinaviens – Haithabu, Ribe und Birka – besuchte. Diese werden archäologisch und historisch beleuchtet, insbesondere auch ein neuer Kirchenfund jener Zeit aus Ribe (Michael Müller-Wille, Morten Søvstø). Eine historische Streitfrage dreht sich darum, ob Ansgar Erzbischof von Hamburg war oder ob die entsprechenden historischen Quellen jüngere Fälschungen sind (u. a. Henrik Janson). Volker Scior hält die Frühdatierung der Erzbistumsgründung zu Ansgars Zeiten für unzutreffend und deckt zahlreiche Dokumentfälschungen des 9.–11. Jh.s auf, die unterschiedlichen Intentionen folgten und geschichtliche Fakten schaffen wollten. Jedenfalls ging es Ansgar nicht nur darum, „den Heiden das Evangelium zu bringen“, sondern „es ging um Politik“ (Henrik Janson, 275). Durch die systematische Aufarbeitung schriftlicher Quellen kann Günther Bock die Transformation der Hammaburg zur Stadt in die späten 1180er Jahre datieren, als die Altstadt mit dem Dom und der westlichen Neustadt mit dem neuen weltlichen Herrschaftssitz zusammenwuchsen. Das geschah im diffizilen Spannungsfeld von Machtansprüchen des Erzbischofs und des Herzogs. – Ein weiteres Hauptkapitel versammelt Beiträge über fränkische, slawische und sächsische Burgen, um die Hamburger Befestigungsbefunde hinsichtlich ihrer Konstruktionsweise, Funktion und Bedeutung überregional zu vergleichen (Felix Biermann, Peter Ettl, Christian Frey, Jens Schneeweiß u. a.). Auch hierzu gehören zahlreiche instruktive Illustrationen. Es wird deutlich, dass sich die jüngeren Bauphasen der Hammaburg gut in den zeitgenössischen Befestigungsbau des nördlichen Mitteleuropas einordnen lassen, die erste Grabenanlage allerdings nur wenige und zudem in der Funktion und Datierung ebenfalls nicht ganz klare Parallelen besitzt – u. a. in der Oldenburg bei Heiligenstedten/Itzehoe (Thorsten Lemm); hierzu bleiben mithin Fragen offen. Außerdem werden die frühen Bistumssitze Sachsens vergleichend betrachtet. U. a. werden bauphasengestaffelte Grundrisse der wichtigsten Dome Norddeutschlands vorgestellt und miteinander in Beziehung gesetzt (Uwe Lobbedey u. a.). – Das letzte Kapitel erörtert den frühmittelalterlichen Handel unter Bezug auf die Hammaburg, die in ein weiträumiges Kommunikationsnetzwerk eingebunden war. Dabei werden aktuelle Ausgrabungsergebnisse zu bedeutenden Seehandelsplätzen, aber auch Resultate geophysikalischer Prospektionen vorgestellt, so von einer frühmittelalterlichen Grubenhaussiedlung aus Witsum auf Föhr; hier ergeben sich detaillierte Einsichten, die durch klassische Ausgrabungen nur selten erreicht werden (Hauke Jöns, Martin Segschneider). – Insgesamt kann der Band „Mythos Hammaburg“ in jeder Hinsicht empfohlen werden. Die bedeutenden Ergebnisse der Ausgrabungen in Hamburg werden überzeugend in den überregionalen Kontext eingeordnet und tragen so nicht

nur zur Ortsgeschichte, sondern auch zum allgemeinen Verständnis der siedlungs-, wirtschafts- und herrschaftsgeschichtlichen Prozesse des frühen und hohen Mittelalters bei, die zur Herausbildung von komplexen Zentralorten führten.

Armin Volkmann

Wolf-Rüdiger Teegen und Michael Schultz (mit einem Beitrag von Karl Georg Beck und Thomas Roth), *Starigard/Oldenburg. Hauptburg der Slawen in Wagrien. VII: Die menschlichen Skelettreste* (Offa-Bücher, Bd. 86; Kiel 2017, Wachholtz Verlag/Murmann Publishers, 608 S., 227 Abb., 166 Taf., 61 Tab.). – In den letzten Jahren bemühen sich mehrere schleswig-holsteinische Institutionen unter Federführung von Ralf Bleile vom Archäologischen Landesmuseum zu Schleswig, die Ergebnisse der Ausgrabungen der 1970er und 1980er Jahre auf der Oldenburg in Holstein auszuwerten und zu publizieren. Dieses Unterfangen ist sehr zu begrüßen, da die Forschungen auf dem wagrigen Fürstensitz Starigard für die slawische Archäologie des nördlichen Mitteleuropas von großer Bedeutung sind; bis heute ist der Burgwall einer der zentralen Bezugspunkte für alle Forschungen zu den Sozial-, Wirtschafts- und Religionsverhältnissen der nördlichen Westslawen. Die ersten vier Bände der „Starigard/Oldenburg“-Reihe waren in relativ rascher Folge zwischen 1984 und 1993 erschienen, doch dann trat eine Pause ein. Erst 2004 erblickten als Band V verschiedene naturwissenschaftliche Beiträge das Licht der Öffentlichkeit, 2011 der Teil VI mit der archäologischen Analyse der Grabfunde. Nun, wieder einige Jahre später, ist die Veröffentlichung der anthropologischen und paläopathologischen, d. h. auf historische Krankheitsbilder bezogenen Untersuchungen der menschlichen Skelettreste gelungen. Diese oblagen hauptsächlich den Anthropologen Michael Schultz und Wolf-Rüdiger Teegen aus Göttingen und München. Gegenstand sind die gut 100 Skelettreste aus den Gräbern bei zwei einander folgenden Kirchen des 10. Jh.s im Burghof sowie bei einem heidnischen Sakralbezirk des späten 10./frühen 11. Jh.s. Dazu kommen einige Siedlungsbestattungen und Streufunde menschlicher Gebeine aus den Kultur- und Zerstörungsschichten der Wallanlage. Diese Materialien werden zu Größen- und Altersverhältnissen der Bevölkerung, zu Krankheiten, Mangerscheinungen, Verletzungen und deren Behandlung ausgewertet, und zwar mit außergewöhnlich großem Aufwand und mit einer Vielzahl geeigneter naturwissenschaftlicher Methoden. – Das voluminöse Ergebnis, ein mehr als 600 Seiten umfassendes Werk, erscheint auf den ersten Blick als hoch spezialisiertes Fachbuch und für den allgemeiner orientierten Leser wenig attraktiv: Kataloge und Tabellen über hunderte von Seiten, nicht ohne Weiteres verständliche Fachtermini bei fehlendem Glossar, nur für spezielles Interesse instruktive Fotos zahlloser Menschenknochen, eine

eigentümliche Gesamtgliederung des Buches – auf den Haupttext mit Tabellen und Literaturangaben folgt nochmals ein größerer Aufsatz mit eigenem Literaturverzeichnis. Das liegt daran, dass das Manuskript bereits 1996 abgeschlossen, hernach partiell redigiert und gesetzt worden war. Bei dem fast 20 Jahre späteren, nunmehr erfolgreichen Publikationsanlauf hat man verständlicherweise von einer Aktualisierung des Textes Abstand genommen. Diese Aufgabe übernimmt ein Nachwort in der Art einer Bibliografie zum neuen anthropologischen Wissensstand und zu jüngeren Veröffentlichungen über die Oldenburger Skelette. – Gleichwohl ist das Buch nicht nur für Humanbiologen interessant; es präsentiert vielmehr überaus spannende Ergebnisse zur nordwestslawischen Frühgeschichte. So waren die bei den Kirchen von Oldenburg bestatteten Personen für ihre Zeit gut ernährt und daher auch besonders robust und groß (Männer im Durchschnitt etwas über 1,73, Frauen 1,63 m), was mit der sozialen Auslese dieser Gruppe zu tun haben dürfte, die der wagrischen Elite angehörte; das macht auch die reiche Grabausstattung etlicher Toter deutlich. Einiges spricht dafür, dass die an den Kirchen Bestatteten miteinander verwandt, also Mitglieder der Fürstenfamilie waren. Im Kleinkindalter erfuhren die Jungen offensichtlich eine bessere Fürsorge als die Mädchen, was die Anthropologen als „Indiz für geschlechtsdifferenzielles Elterninvestment“ (152) werten. Dazu passen schriftliche Mitteilungen aus dem mittelalterlichen ostseeslawischen Raum über geschlechtsbedingte Kindstötung (*Infantizid*); so wandte sich Bischof Otto von Bamberg in den 1120er Jahren wiederholt gegen die Gepflogenheit der Pomoranen und Liutizen im Odermündungsgebiet, neugeborene Mädchen zu töten. – Auch wenn die in Oldenburg Bestatteten sozial bessergestellt waren, kamen sie – das verraten u. a. degenerative Wirbilveränderungen – um harte Arbeit nicht herum. Vor allem aber waren sie in hohem Maße den geläufigen Krankheitsbelastungen ausgesetzt, denen die Menschen jener Zeit weitgehend hilflos gegenüberstanden: Arthrose in den Gelenken, Wachstumsstillstand in der Jugend und Skorbut als Zeichen zeitweiliger Mangelernährung, Tumore und Karzinome, anscheinend auch Harnsteine, Wurmerkrankungen und anderes mehr. Dazu kommen schwere Zahnschäden – einer für die Epoche relativ niedrigen Kariesbelastung steht ein weitverbreiteter Zahnsteinbefall gegenüber, den die Gebisse aller Erwachsenen aufweisen und „der in manchen Fällen die Zahnkronen nahezu vollständig wie ein Panzer umgab“ (73). Der daraus folgende Schluss auf mangelhafte oder ganz fehlende Zahnpflege ist gewiss berechtigt. Er wird in Oldenburg aber abgemildert durch drei Gebisse, die keilförmige Defekte aufweisen, die die Autoren als „Zahnputzspuren“ bzw. Hinweise auf „den jahrelangen Gebrauch von ‚Zahnstochern‘ oder vergleichbaren Instrumenten“ deuten. Das sei zumindest bei „sozial herausragenden Personen“ üblich gewesen

(78). Offenbar gab es erste Ansätze zum Verständnis des Zusammenhangs zwischen der Reinigung der Zähne, deren Zustand und den bei den nördlichen Westslawen auch nach anderen anthropologischen Befunden vermutlich grassierenden Zahnschmerzen. Außerdem zeigen zahlreiche Skelette Spuren von Gewalt – Hiebmarken auf Schädeln, sonstige gebrochene und gespaltene Knochen, Pfeilschussverletzungen, ein Mann wurde „aufgrund multipler Schwerthiebverletzungen [...] geradezu ‚zerhackt‘“ (137); in einem Brustkorb und in einem Schädel fanden sich jeweils eingeschossene Pfeilspitzen, im letzteren Falle eingedrungen durch das rechte Auge. Viele der Verletzungen waren verheilt und wurden lange überlebt, zumal es auch Hinweise auf medizinische Behandlung, trepanationsartige chirurgische Eingriffe und Wundversorgung gibt. Andere Blessuren führten unmittelbar zum Tode. Das Risiko, im Kampf zu fallen, war für junge Männer am größten, die aus nachvollziehbaren Gründen besonders häufig in die Schlacht zogen; „die sicheren Kampfverletzungen betreffen ausschließlich Männer“ (136). Diese anthropologischen Befunde finden weiträumig Analogien und stehen im Einklang mit überreichlichen Schrift- und Sachquellen zu Kampf, Gewalt und Kriegsgräueln in jener Zeit. „Zahlreiche Traumata“, so schließen die Autoren (152), „belegen eine gewalttätige, von Männern dominierte Gesellschaft“. Einen besonders rätselhaften Befund liefert das Skelett eines 7–8-jährigen Jungen, dessen Lang- und Beckenknochen „zahlreiche Schnittspuren“ aufweisen, die beim oder bald nach dem Tod „am lebendfrischen Knochen entstanden sein dürften“, und die „den an den Tierknochen aus Starigard/Oldenburg beobachteten Entfleischungsspuren“ ähneln (51). Die Autoren vermuten, dass das Fleisch vom Gebein des Knaben gelöst worden sei, um Ersteres konservieren und zur Bestattung an einem anderen Orte transportieren zu können. Das ist freilich nicht die einzige denkbare Erklärung für eine solch eigentümlich-düstere Prozedur. Insgesamt hat das Oldenburg-Publikationsprojekt mit diesem bemerkenswerten Buch eine wichtige Ergänzung erfahren.

Felix Biermann

Bischof Otto von Bamberg in Pommern. Historische und archäologische Forschungen zu Mission und Kulturverhältnissen des 12. Jahrhunderts im Südwesten der Ostsee. Beiträge einer Tagung aus Anlass des 875. Todestages des Pommernmissionars vom 27. bis 29. Juni 2014 in Greifswald, hg. von Felix Biermann und Fred Ruchhöft (Studien zur Archäologie Europas, Bd. 30, Bonn 2017, Verlag Dr. Rudolf Habelt, 240 S.). – Der Tagungsband enthält 13 Aufsätze, die das Leben und Wirken des berühmten Pommernmissionars Otto von Bamberg († 1139) reflektieren und gleichzeitig in den Kontext der politischen Verhältnisse in den Ländern südwestlich der Ostsee stellen. So wird auf vielfältige Weise die christliche Mission anhand diachroner und interdisziplinärer Forschungsansätze beleuchtet, um gerade die Untrennbarkeit

von Politik und Glauben im Mittelalter zu verdeutlichen. Das Buch eröffnet durch die facettenreichen Aufsätze, deren Spektrum von der Landesgeschichte bis zur Landschaftsarchäologie reicht, vielfältige Perspektiven. – Die Herausgeber eröffnen den Band mit ihrer Einführung zu Bischof Otto von Bamberg und seinem Wirken in Pommern, indem sie zusammenfassend auf die Fachtagung an der Universität Greifswald eingehen, die die Ausgangsbasis des vorliegenden Sammelbands darstellt. – Im Artikel von Helmut Flachenecker werden Person und Persönlichkeit des Bischofs von Bamberg im Rahmen einer umfassenden biografischen Studie vorgestellt. Dabei wertet der Forscher die schriftlichen Quellen über den Bischof aus, analysiert seine Hagiografien und erörtert die Gründe für das Missionsstreben Ottos in seinem zeitgenössischen politisch-religiösen Umfeld. – Von besonderem Interesse für das Thema ist die Untersuchung von Ottos Missionsstrategien durch Stanisław Rosik, wobei er den zuvor unerreichten Erfolg bei den nichtchristlichen slawischen Kleinfürsten plausibel macht: „Die Grundlage der Mission in Pommern, so lässt sich abschließend festhalten, hat die polnische Unterwerfung geschaffen. [...] Von zentraler Bedeutung für die erfolgreiche und dauerhafte Christianisierung waren individuelle Konversionen, besonders von Mitgliedern der Eliten, sowie die Herstellung persönlicher Beziehungen zu ihrem Apostel“ (37). – Von Christian Lübke werden die politischen Rahmenbedingungen und Machtverhältnisse im überregionalen Zusammenhang prägnant dargestellt, wobei es insbesondere um die Beziehungen Ottos zu Papst und Kaiser sowie zu den regional bedeutenden Fürsten, wie dem Askanier Albrecht dem Bären, geht. – Michael Lindner behandelt im folgenden Aufsatz die politischen Verhältnisse im südlichen Lutizenland in der ersten Hälfte des 12. Jh.s anhand schriftlich überlieferter Persönlichkeiten, so den Havelberger und Brandenburger Herrschaftsträgern Widekind, Meinfried, Pribislaw/Heinrich u. a. Dabei werden die Interaktionen des Römisch-Deutschen Reiches mit den verschiedenen Slawenländern im ostmitteleuropäischen Zusammenhang herausgearbeitet. – Das „Agieren im Windschatten mächtiger Nachbarn“ wird von Oliver Auge zusammen mit den „Handlungsspielräumen der frühen Greifenherzöge“ (69) im 12. Jh. vorgestellt. Dabei werden aber auch die langfristigen Entwicklungen erkennbar, die durch die Missionen im 12. Jh. ausgelöst wurden und die erfolgreiche Herrschaftsbildung und -ausdehnung der Pommernherzöge beiderseits der Odermündung erst ermöglichten. – Darauf folgt die Abhandlung von Fred Ruchhöft, die anhand archäologisch-historischer Streifzüge die Siedlungsverhältnisse in Vorpommern im 12. Jh. verdeutlicht. Dabei werden modernste Methoden und Verfahren der Landschaftsarchäologie herangezogen, u. a. die hochgenaue, maßgerechte Visualisierung slawischer Burgwälle anhand per Befliegung erhobener LiDAR-Daten. Gelungene Fotografien veranschaulichen

den Charakter der Landschaften Vorpommerns und erhaltener Denkmäler aus der Zeit des Missionars. – In einer umfassenden Abhandlung von 51 Seiten zeigt Felix Biermann die Missionsreisen und ihre Wirkungen im archäologischen Befundbild auf. Sehr spannend ist dabei der Vergleich der archäologischen Befunde mit den Angaben schriftlicher Quellen. Auf diese Weise wird greifbar, wie archäologische und schriftliche Zeugnisse erkenntnisbringend kontextualisiert werden können, um sich der geschichtlichen Realität anzunähern. Dieser interdisziplinäre Ansatz überschreitet dabei noch immer bestehende Grenzen zwischen den Fächern im Rahmen eines sich gegenseitig befruchtenden Dialogs. – Ebenso grenzüberschreitend stellt Marian Rębkowski die „archäologischen Zeugen der ersten Missionsreise Bischof Ottos von Pommern“ (149) vor, wobei die konkreten Reisesstationen Ottos bzw. die in diesem Kontext erwähnten Orte verlässlich verortet oder zumindest plausible Lokalisierungen vorgeschlagen werden können. Der Beitrag zeichnet sich wiederum durch reiche Bebilderung aus. Beispielhaft für spätslawische Burgorte mit zentralen Funktionen wird die Gliederung und funktionale Konzeption der spätslawischen Siedlungskammer von Lebbin auf der Insel Wollin betrachtet. Die von Wald und Oderhaff eingegrenzte Burg-Siedlungsagglomeration verfügte durch einen wahrscheinlich vorhandenen Hafen und einen küstenparallelen Verkehrsweg über große verkehrsgeografische Bedeutung; hier gelang die spektakuläre Entdeckung einer Kirche, die auf Ottos Gründung zurückgehen dürfte. – Einen ähnlichen Befund, die archäologisch erschlossenen Reste einer Kirche des 12. Jh.s im Schlosshof von Stettin, stellt Marek Dworaczyk vor und erläutert dabei sowohl die überörtlichen wie mikroregionalen Aspekte der topografischen Position des Sakralbaus. – Als weiteres Fallbeispiel stellen Felix Biermann und Dominik Forler die „Burgstadt Usedom zu Zeiten Ottos von Bamberg“ (171) vor. In diesem Rahmen werden neue Ergebnisse umfangreicher Grabungen am spätslawischen Burgwall „Bauhof“ am Fuße des frühdeutschen Turmhügels „Schlossberg“, einer Motte des frühen 13. Jh.s mit dem „Ottokreuz“ aus den 1920er Jahren, vorgestellt und umfassend illustriert. Im ausgedehnten spätslawischen Burgwall – Mittelpunkt einer bedeutenden Burgstadt – können aussagekräftige Ofenbefunde, Halbfabrikate sowie reiche Funde fremder Provenienz Handwerk und Handel belegen. Das Fundmaterial gibt Hinweise u. a. auf die Kammmacherei, Feinmetallurgie, Knochenbearbeitung und Glasperlenherstellung. Die große wirtschaftliche Bedeutung erklärt mit, warum Otto diesen Ort 1128 zu einer Art Standquartier für seine Aktivitäten westlich der Oder machte. – Norbert Buske gibt in seinem Aufsatz Beispiele zur Rezeptionsgeschichte, um das jüngere und jüngste Wechselspiel zwischen Frömmigkeit und Politik zu beleuchten. Fokussiert wird dabei auf die Wirkung der Missionsreisen Ottos in vielerlei tradierten Erinnerungen, die bis heute

immer wieder mit unterschiedlichster Zielstellung aufgegriffen und auch für politische Ziele instrumentalisiert wurden. Zahlreiche Bildquellen des 18.–20. Jh.s illustrieren diese Bemühungen. – Schließlich stellt Ulrich Müller Befunde zur Christianisierung Wagriens bzw. Ostholsteins als vergleichenden Ausblick in Bezug zu „Mission, Glaubenswandel und [...] Institutionalisierung des Christentums“ (211) in Pommern. In diesem Rahmen wird die Thematik u. a. mit archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen an Kirchen und zugehörigen Friedhöfen beleuchtet. Sehr innovativ stellen grafisch veranschaulichte Netzwerkanalysen das Verhältnis des Vernetzungsgrades der unterschiedlichen Kirchenbautypen, wie Saal-, Hallenkirchen und Basiliken, sowie Aspekte der Zentralitäts- und Distanzanalyse dar. – Im Ganzen bietet die Publikation einen disziplinübergreifenden, umfassenden und spannenden Überblick zum weiten Themenfeld der komplexen Missionstätigkeit durch Bischof Otto von Bamberg und seinen Kreis in Pommern. Dazu wurden renommierte Historiker und Archäologen zusammengeführt, um den Wissensstand zu den hochkomplexen Vorgängen aus verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten. Das Ergebnis ist ein gelungener Sammelband, der sich nicht nur als einführendes Übersichtswerk für eine entscheidende Epoche der pommerschen Geschichte, sondern auch als Beitrag zum Verständnis der Christianisierung im Ostseeraum empfiehlt und zu vergleichenden Detailforschungen einlädt. *Armin Volkmann*

Schifffahrt und Schiffbau

Bearbeitet von *Maik-Jens Springmann*

Wer immer noch denkt, schiffsarchäologische Hinterlassenschaften wären nur durch Sporttaucher bedroht, wird durch Manfred Rechs Studie *Das Bremer Schlachte-Schiff. Eine Proto-Kogge mit Heckruder aus der Zeit um 1100* (mit Beiträgen von Michael Wesemann und Wilhelm Voigt, Schriften des Deutschen Schifffahrtsmuseums, Bd. 76, Wiefelstede 2016, Oceanum Verlag, 264 S.) eines Besseren belehrt. Diese Einsicht kommt nicht völlig überraschend. Die Landesarchäologie hat in Deutschland in dieser Frage schon in anderer Hinsicht Risse bekommen, die noch tiefer gehen, wenn man Personen, die für den Verlust von maritimem Kulturgut verantwortlich zeichnen, zu Verantwortlichen des Schutzes desselben macht. Da bleiben eigentlich keine Fragen offen. Rechs ehrliche, da schonungslose Aufdeckung über die denkmal-„pflegerische“ Behandlung eines bemerkenswerten Fundes in der Bremer Schlachte während Kanalbauarbeiten von 1991 zeigt nicht nur zwischen den Zeilen auf, dass die Systemimmanenz einer „Sakramentalität“ unter den hiesigen Denkmalpflegern und nicht das fehlende Geld und die Zerstörungskraft von Sporttauchern der Erhaltung

von Schiffswracks oft entgegensteht. Dazu muss man wissen, dass Vf. von 1991–2007 selbst Landesarchäologe Bremens war. Man hat auch hier den Eindruck, dass es nicht nur an politischem Willen mangelt, sich den Hinterlassenschaften unserer maritimen Sachkultur zu stellen, sondern schlichtweg oftmals kein langfristiger, stringenter Plan existiert, wenn man sich nun schon zur Bergung und Konservierung entschließt, und das – wie in diesem Falle hier – trotz klarer vertraglicher Vereinbarungen.

Neben der Darstellung der Fundsituation, der Beschreibung des Fundes vorrangig aus einer über Dekaden zurückliegenden Retrospektive, der Konservierung oder besser Nichtkonservierung des auf dem Kopf stehenden Fundes, neben der Beschreibung der Entwicklung des Heckruders unter Verweis auf die Kreuzzüge und die Schiffstypologie und neben der Darstellung der Genese des Hafens an der Schlachte, geht Rech eben auch auf die Interna der Fundbehandlung ein, von denen man sonst nur hinter vorgehaltener Hand berichtet. Auch wenn man die Einmaligkeit des Fundes recht früh erkannte – wir reden hier von dem bis dato frühesten Beleg eines Heckruders an einem Schiff in Nordeuropa – dauerte es doch nach Auffindung über 10 Jahre, bis eine genaue Dokumentation erfolgte. Da fehlten schon einige wesentliche Teile des Wracks oder waren bereits vergangen. Darüber, als auch über Fehleinschätzungen während der baubegleitenden Grabung, die ja auch in seiner Verantwortung lag, wie auch über die nachträgliche Inspektion des Fortganges der Behandlung des Fundes, berichtet Rech offen. Auch weil man u. a. den Grabungsschacht nicht in Nord-Südausrichtung verlegte, verblieben $\frac{2}{3}$ des Schlachte-Schiffes im Boden. Eine eingetriebene Larsenwand begrenzte das überhaupt zu Tage geführte Material weiter. Eigentlich war die Abmachung zwischen dem Deutschen Schiffahrtsmuseum und der Bremer Denkmalbehörde klar: Gegen die Möglichkeit der späteren Ausstellung sollte das Museum den einmaligen Fund konservieren und fachgerecht lagern. Es geht hier also nicht um eine „Jahre dauernde Nachsorge“, die seiner Meinung nach „nicht zu leisten“ (36) ist, sondern schlichtweg um die Kontrolle der Einhaltung eines Vertrages, denn die Verantwortung hatte er ja sinnvoller Weise rechtzeitig abgegeben. Doch die Konservierung erfolgte erst fünf Jahre später, da war wahrscheinlich schon viel verfallen oder nicht mehr eindeutig dem Wrack zuzuordnen. Es zeigte sich hierbei auch, dass Zucker in dieser Hinsicht keine zufriedenstellenden Ergebnisse zeitigt. Insofern muss man sich nicht wundern, schon im Inhaltsverzeichnis durch Titel wie: „Beschreibung der sicher oder sehr wahrscheinlich zum Wrack gehörenden Teile“, „weitere Teile (vermutlich Backbordseite)“, „Freie Hölzer (FH)“ und „Weitere Hölzer mit Fundangaben, aber ungewissem Schiffs-Bezug“ auf die ungenügende Dokumentation und die Misere im Deutschen Schiffahrtsmuseum einge-

stimmt zu werden, die Manfred Rech ehrlich umreißt – und wir reden hier in musealer Perspektive nicht von Überforderungen eines Heimatmuseums, sondern von der Konservierung und sachgerechten Lagerung eines einmaligen Fundes von gerade einmal 3 m Länge und ca. 50 cm Breite in einem der privilegiertesten Museen in Deutschland, das sogar Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft ist, einem Fund, dessen Bergung allein schon die beachtliche Summe von 300.000 Euro verschlang (94). Dass von dem Pendant des Schlachte-Schiffes, dem einstmals gut erhaltenen Kollerup Wrack nach Rechts Ansicht wahrscheinlich ähnlich wenig erhalten ist, macht auf ein Problem aufmerksam, das wohl nicht nur ein deutsches ist. Es ist Vf.s großer Verdienst, in diesem Buch all das dokumentiert zu haben, was noch zu dokumentieren war, trotz der „unleserlichen Fundzettel bzw. in der Mehrzahl gänzlich fehlenden Fundzettel“. Doch all das hindert uns nicht daran zu staunen, wie präzise das Totholz aus der Einbaumschale auf ca. 50 cm Länge herausmodelliert worden war, um dem Ruder durch zwei geschmiedete Ruderbeschläge – wahrscheinlich und auch den zeitgleichen mittelalterlichen Siegeln nach waren es wohl drei – die notwendige Halterung zu geben. Unklar verbleibt, ob man durch das Hochsetzen des unteren Stevenabschlusses im Sinne einer Kiel- oder Ruderhacke eine Grundberührung des Ruders vermeiden wollte. Bei den Beschlägen fällt auf, dass die Ruderöse nicht kreisrund, wie wir das beim Bremer Schiff von 1380 erkennen, sondern schiffsseitig offen gefertigt wurde, sodass die Fingerlinge am Holz geschabt haben mussten. Die Ruderbeschläge waren an einem Heckstevenfragment befestigt, welches oben 10,5 cm stark und 25 cm hoch war. Schlecht erhalten ist das bugseitige Ende der von Rech so bezeichneten „Einbaumwanne“ (40). Diese ist dort nur 10 cm breit und markiert die Stelle, an der durch Rammen der Larsenwand an der Schlachte mindestens der größte Teil vom Wrack abgetrennt worden war. Weitere moderne Beschädigungen am hier beschriebenen Teil sind nachweisbar. Wie bei vielen Einbäumen, so beim Rostocker Kahn, verbleibt auch hier die Bodenwanne zum Heck hin nach außen plan, was sofort die Frage nach der Anströmung des Ruders und seiner Effektivität aufkommen lässt, mit anderen Worten: Wie beeinflusste das Ruder die Manövrierfähigkeit des kiellosen, planen, nach Rech sogar unter einem Rahsegel über See geführten Bootes? Damit stellen sich natürlich sofort Fragen des Einsatzes und der Fahrtgebiete des vermutlich 14 m langen Gefäßes, das Rech im Rheinmündungsgebiet und in Richtung Jütland im Tuffsteinhandel in Fahrt gebracht sieht. Die 12 cm Bodenstärke liegt im statistischen Mittel auch der monoxyklen Fahrzeuge, die von Christian Hirte in seiner Dissertation behandelt wurden. Dass diese Stärke in Richtung mittschiffs auf 5 bis 4,5 cm reduziert wurde, erklärt Rech mit der gewünschten Fülligkeit im Mittschiffsbereich (113).

„Vier Reihen schräg angeordneter Dübellöcher“ (71) im Abstand von ca. 10 cm und die dazugehörigen Halbspanten (Halbspant 1 befindet sich sogar noch in situ) sowie eine 13 cm tiefe Falz am oberen Ende der Bodenschale ermöglichen Vf. nicht nur darauf zu verweisen, dass es sich hier wahrscheinlich um einen aufgeplankten Einbaum handelt, sondern erlauben ihm auch noch einmal in extenso, auch durch Hinzuziehung neuerer Literatur, auf den Unterschied zwischen Nagelung und Dübelung einzugehen und somit die Geschichte des Holz nagels kritisch zu beleuchten, die in 90 % der Fälle wahrscheinlich die eines Dübels ist. Dazu gehören auch die Blinddübel, welche das Weiterreißen an Rechs „Proto-Kogge“ nicht verhindern konnten. Ob einige dieser auch Kalibrierungslöcher waren, die zur Messung der Wandstärke dienten und nach Ende der Ausmodellierung wieder verschlossen wurden, wie sie übrigens auch Christian Hirte, aber auch Detlev Ellmers behandeln, schließt der Autor im Falle des Schlachte-Schiffes kategorisch aus. Rechs Differenzierung von Dübel und Nagel hätte aber auch in die fachliche Auseinandersetzung mit Christer Westerdahls *Holznägel und Geschichte: eine schiffahrtsarchäologische Hypothese* von 1985, publiziert im Deutschen Schifffahrtsarchiv, münden können, wenn nicht müssen.

Die Halbspanten als Alternative zu Bodenwrangen sitzen für eine Bodenschalenkonstruktion unglaublich eng, man kann nicht einmal das Wasser mit einem Öfass hinausbefördern. Ob man diese Enge allein mit dem Transport von Tuffstein erklären kann, ist fraglich. Vielleicht war es auch nur ein Leichter und musste entsprechend stabil gebaut werden. Für die damit einhergehenden Anlandungsprozesse auf einer Schiffslände spricht übrigens auch die von Rech prospektierte Ruderhacke. Das abgeschrägte Ende der Halbspanten ermöglichte die vertikale Anlaschung späterer Auflanger, die sich nicht erhalten haben.

Eine andere Verbindungsart – und da kommen wir auf den für Koggen einschlägig behandelten reversiv gekröpften Eisennagel zu sprechen – sind die am Wrack bemerkten Spuren von Eisennägeln. Sie bezeichnet Vf. als „zwei Eisenstifte oder -nägel“ auf der Backbord- und Steuerbordseite (41), die nicht nur zur Befestigung von Ruderösen dienten, sondern auch sogenannte Dreieckshölzer, als Fender gebräuchlich, hielten (154). Eine genaue Typologie der Nägel erschließt sich uns daraus nicht. Kritisch muss man die Rekonstruktion des Fahrzeuges sehen, die sich nur auf eine 1,60 m lange und 40 cm hohe, lose aufgefundene Planke der Backbordseite bezieht, die wahrscheinlich kraweel an die Halbspanten angedübelt wurde, von denen sich fünf weitere sowie wahrscheinlich einige Spantenfragmente erhalten haben. Auch erschwerte die schlechte Dokumentation und Konservierung sowie die „falsche, offenbar vertauschte Beschriftung“ (69) die genaue Zuordnung. Anhand der Breite der Planke 1 von 40 cm geht Rech von einer tangentialen Spaltung aus, Sägespuren fand er nicht. Nach Rech und Wese-

mann sind drei Plankengänge kraweel, die darüber liegenden, ähnlich wie bei Kollerup und Kolding, überlappend, also geklinkert befestigt worden. Ähnliches erkennen wir auch bei den Auflangern. Doch weder haben sich diese erhalten, noch irgendwelche weiteren reversiv gekröpften Nägel oder Niete (die Nietung eines Ruderbeschlages ist wahrscheinlich) als Lesefunde in den Fundschichten. Insofern ist die Rekonstruktion (Abb. 74, 134), – man verzeihe mir den despektierlichen Begriff „Kinderzeichnung“ – nicht nur durch das horizontal aufgesetzte Stevenstück als eine Art Blocksteven und die fehlende Aufkimmung im Vorschiffsbereich, sondern auch durch fehlende Wasserlinie und viel zu kurze Ruderpinne sehr fragwürdig, ja konterkariert geradezu Rechts Syllogismus in der Argumentationslinie zur Genesis der Kogge in evolutionärer Sicht. Seine Ausführungen zur Schiffstypologie sind daher auch die, welche am meisten fragwürdig erscheinen. Rech bleibt uns die Antwort schuldig, wenn er in Hinsicht seines Fundes schreibt: „Die Teile wird man jedoch kaum derart mittels einer schrägen Laschung miteinander verbunden haben, wie bei den beiden eben erwähnten Koggen (Kollerup und Kolding d. Rez.) und auch bei der Bremer Kogge von 1380 verfahren wurde.“ Mit Sicherheit erfolgte sie aber nicht so, wie in Abb. 74 vorgeschlagen. Damit ist diese Verbindungslösung schon nicht als eine zu fassen, die man bis dato als „koggentypisch“ titulierte. Darüber hinaus sieht Vf. den sehr engen Spantenabstand von ungefähr 50 cm bei Schiffstypen „unterschiedlicher Bautraditionen“ (130) prospektiert. Parallel gelegte Halbspanen sprechen ja nach Rech selbst für Prahme und nicht für Koggen (127). Die von außen eingebrachte, mit Leisten abgedeckte und mit Sinteln fixierte Kalfaterung der kraweelen Beplankung impliziert eher eine Techniktradition, wie sie uns Dubrowin schon 1997 bspw. auch für die russischen Lodjas vorstellt und nicht für Koggen. Auch dass die kraweel befestigten Planken direkt an die Halbspanen verdübelt wurden, spricht nicht für die Bodenschalenbauweise, die man eigentlich – zumindestens bisher – mit der Koggenbauweise überein gebracht hatte. Denn die überlappende Aufplankung ab Plankengang 4 (Klinkerung) verbleibt aufgrund der Qualität des „abgetreppten“ Spantenoberteils zumindest fraglich. Auch ist die Aussage Rechts zweifelhaft: „... dass der Einbaum beim Schlachte-Schiff nur deshalb gewählt wurde, um die Innovation – nämlich das Heckruder – an dem aus dem vollen Holz geschnitzten Steven sicher verankern zu können.“ (159). Die Tradition der aufgeplankten Einbäume ist eigenständig und führt nicht zwangsläufig zum Heckruder. Das Schlachte-Schiff *sui generis* in die Entwicklung der Kogge zum seegehenden Schiff im Buch einzupassen, wird dadurch erschwert, dass Rech selbst diese durch seine Analogien zum Hjortspringboot und zu „bautechnische(n) Traditionen außerhalb des Koggebaus“ (160) infrage stellt. Dazu folgen das Kolding- sowie das Kollerup-Schiff konstruktiv der Bodenschalenbauweise,

d. h. die kraweel gelegten Planken wurden vorher fixiert, bevor die Spanten eingesetzt wurden. Darüber hinaus sind sie auf Kiel gebaut und nicht aus der Fertigung auf der Grundlage eines Einbaums erklärlich.

Wie neuerdings auch bei der sogenannten Bremer Kogge tiefgehender untersucht, bezeugen nicht nur Verzwirbelungen von Astansätzen sowie Astlöcher, sondern auch die schon beim Bau der sogenannten Proto-Kogge unternommene Reparaturkalfaterung unter Verwendung von Kalfatklammern und -leisten sowie Torfmoos, dass das Fahrzeug nicht aus dem besten Eichenholz gezimmert wurde. Von letztgenannter Abdichtung unterrichtet Michael Wesemann – für ihn „handelt es sich bei dem Wrack klar um eine Kogge“ (225) – in dem gesonderten Kapitel XV aufschlussreich. Allerdings müssen die Astlöcher nicht zwangsläufig darauf verweisen, dass die Bodenschale aus dem oberen Bereich eines Eichenstammes herausgeschlagen wurde, da Eichenbäume aus parkähnlichen Landschaften, also auch solchen zur Eichelmast genutzten – wie im mecklenburgischen Ivenack noch zu besichtigen – auch Astansätze nahe der Wurzel aufweisen. Grundsätzlich bezweifelt Rech die Untersuchungsmethoden der Dendrochronologie, die zum Schluss kommt, dass die frühen „Koggen“ wie Kolding und Kollerup mit jütländischem Holz gebaut wurden. Ob das im Umkehrschluss bedeutet, dass sie tatsächlich auch dort gebaut wurden, ist eine andere Frage und sicherlich eine Erörterung wert. Wirtschaftliche Gesichtspunkte, Akkulturation, die nach Blomkvist im Besonderen zur Zeit des Baubeginns des Schlachte-Schiffes einsetzte, können Erklärungsmuster bieten. Der Sund gehörte in dieser Zeit schon zu einer der meist befahrenen Wasserstraßen. Die angrenzenden Bereiche waren zu allen Zeiten, wie in der Rezension zu Maritimer Konnektivität bemerkt, daher nicht nur Transmissions- sondern auch Kommunikationsräume. Koggenartige Bauformen können schon, parallel zu Traditionen skandinavischer Klinkertechnik, interessant genug für bestimmte Einsatzbereiche und Ladungen gewesen sein. Slawische und skandinavische Bootsbauformen und -technologien sind vice versa mit den Schniggen noch im 14. und 15. Jh. im Hanseraum wahrscheinlich. Am Faktischen der Dendrochronologie zu rütteln, wie es der Vf. unternimmt, erscheint in diesem Falle aber unbegründet. Rech verwechselt die 32 Jahresringe mit 32 Splintholzringen. Das datierte Material hatte tatsächlich 230 Jahresringe (Maritime Archaeology Newsletter from Roskilde 16, 2001, S. 16) und erlaubt damit eine ziemlich genaue Datierung, man kann hier sogar von einem ausgesprochenen Glücksfall für die Datierung sprechen. Ja, und natürlich vergleicht man alle Kurven in ganz Nordeuropa, also auch zwischen Schelde und Elbe, wenn auch manche Dendrochronologen nicht all ihre erarbeiteten Jahresringkurven frei zur Verfügung stellen. Aoife Daly gehört m. W. nicht dazu. Ihre Arbeit ist darüber hinaus seit 2007 im Internet frei verfügbar und unterrichtet über diese Vergleiche profund.

Besonders interessant und instruktiv ist Rechts Blick auf weitere Realien und Beifunde der Schlachte-Grabung. Das Seil aus Frauenhaarmoos, mit dem das Schlachte-Schiff umwickelt war und uns demnach Rech folgend von einem Bergungsversuch unterrichtet, erklärt nun auch die Funktion artgleicher Mooszöpfe aus früheren Bremer Grabungen. In Zusammenhang mit den einschlägigen Befunden des Flussprahms Karl aus der Karolingerzeit ist es augenscheinlich, dass ein derartiges Material nicht einem Hygieneartikel, sondern der Fertigung von Seilen zuzuschreiben ist.

Der Modellbauer Wilhelm Voigt vermittelt uns mit seiner teilweisen Rekonstruktion von drei Plankengängen eine Vorstellung von der ranken Gestalt des Fahrzeuges, das nicht einmal 1,75 m Bordhöhe (1,90 m an den Steven) und 3 m Breite aufwies. Hier weicht der Modellbauer von den Rekonstruktionsvorschlägen des Vf.s ab, der auf eine Breite von 3,80 m kommt und die Aufweitung des Fahrzeuges auf 10 m Länge hin annimmt. Ob bei dieser Feuer im Spiel war, ist nicht mehr nachweisbar, da der Mittelteil des Schiffes bekanntlich fehlt.

Die Sensation ist und bleibt das von Rech anhand der Ruderösen indirekt projektierte Heckruder, das hier beim Schlachte-Schiff, anders als beim Kollerup Fund von ca. 1150, als sicher gilt. Wenn Rech die Vorteile des Heckruders im Vergleich zum Seitenruder auch anhand der Ergebnisse experimenteller Archäologie zitiert, so vergisst er doch auf einen entscheidenden Nachteil zu verweisen, der selbst bei den übergroßen *Usciere*, den Schiffen der Kreuzfahrer, die von John Pryor auch am Modell untersucht wurden und die zur Implementierung sogar von zwei Seitenrudern führte: die Anströmung. Wir reden hier also von einer Zeit, für die man schon lange das Heckruder im Mittelmeer nachwies. Ein besonders im Heckbereich fülliges Schiff muss genug Anströmung am Ruder generieren, ansonsten wird es steuerlos, insbesondere in Bereichen, in denen selbst Sekundärströmung nachweisbar ist, entweder durch Tide oder Flussströmung. Bei dem fülligen Heckbereich des Schlachte-Schiffes dürfte ein im Verhältnis zur Schiffsgröße übergroßes Heckruder die einzige Lösung gewesen sein, wenn man nicht auf das Seitenruder zurückgreifen wollte. Auf die *Usciere* zurückkommend, kann man die Schiffsgröße allein also nicht für die Entwicklung des Heckruders verantwortlich machen (142). Es wäre dann die Frage tatsächlich nicht wo und wann, sondern warum man zum Heckruder überging, insbesondere in den Fahrtgebieten der Nordsee oder in den entsprechenden Ästuaren derselben. Pryor erkannte, dass bei viel Strom in Mittschiffsrichtung ein Seitenruder insbesondere bei fülligen Fahrzeugen schnell Wirkung einbüßt. Ruthi Gertwagen machte darüber hinaus weiter deutlich, dass neben der einfacheren Handhabung die Kollisionsanfälligkeit und die Kontrolle des Fahrzeuges bei Wenden und Halsen entscheidende Vorteile des Heckruders waren. Wenn wir beim Schlachte-Schiff tatsächlich von

einem besegelten, gar mit Rahsegeln fortgetriebenen Fahrzeug reden, dann dürfte man wohl eher von Treiben als von Segeln reden und wenn man nicht in den Wind schießen will, dann kommt wohl nur ein Heckruder in Frage, da man das Wasser durch Ausmodellierung des Heckbereiches wohl gezielt an das Ruder heranbringen wollte. Ansonsten hätte man wohl nur einen Steven zur Befestigung des Heckruders ausmodelliert und den Ruderbeschlag viel kürzer gewählt. Beim Schlachte-Schiff muss man wohl von mehr ausgehen, wenn es vielleicht selbst auch nur als Leichter genutzt wurde. Mit anderen Worten wird hier bezweifelt, ob es sich tatsächlich um ein Seeschiff handelt, das nach Jütland segeln konnte. Schade ist, dass man nicht mehr genau weiß, wo der als Mastfuß angesprochene Lesefund genau im Wrack zu verorten ist, zumal es auch keine seitliche Abstützung wie bei anderen Seeschiffen aufwies, die zumindest anluven mussten und einer Querabsteifung des Kielschweines bedurften. Beim Treiben war aber nur eine Absteifung in Längsrichtung erforderlich, die sich aus den vielen Dübeln, mit denen das Kielschwein auf den Halbspannten des Schlachte-Schiffes befestigt war, ergab. Derartige Schiffe mussten, konnten aber kaum Anluven, da sie, auch durch den fehlenden Kiel, zu wenig Lateralplan hatten.

Was ist also der *Genius loci*, wenn wir unseren Blick auf Jütland und seine Schiffbautraditionen richten, resp. uns der Herkunftsgeschichte der Schlachte-Kogge nach Rechts kritischen Betrachtungen noch einmal zuwenden? Die finale Antwort finden wir nicht in diesem Buch.

Von den Defizienzen, so den oft verwischten, daher manchmal schwer zu interpretierenden Bleistiftzeichnungen (wo die Kalfatklammern sich auf Abb. 68 befinden, kann man mehr errahnen als sehen) abgesehen, ist Manfred Rech eine gut lesbare, beeindruckend stringente und instruktive Studie gelungen. Der geschichtliche Überblick zur Kreuzfahrt ins Heilige Land, als auch die Detailstudie zur Entwicklung des Hafens in Bremen im 12. Jh. erweisen sich als farbkraftige historische Dessins. Zusammengenommen bildet seine Studie eine gute Grundlage, sich auf die Suche nach weiteren heckrudergesteuerten, mittelalterlichen Fahrzeugen zu machen, die dann vielleicht sogar zweifelsfrei als besegelt Seeschiff genutzt wurden. Wie viel hätte er noch herausgefunden, hätte man den Begriff „Denkmalpflege“ wortwörtlich genommen?

M.-J. S.

Das Segeln mit Nachbauten von Wikingerschiffen und damit die experimentelle Archäologie gab uns eine grundlegende Vorstellung von der Segeltüchtigkeit und der schiffbaulichen Eleganz der Fahrzeuge. Einen großen Teil dieser Vorstellung verdanken wir den Forschern am Wikingerschiffsmuseum in Roskilde, Dänemark, aber auch anderen hervorragenden Projekten in Skandinavien und das schon seit vielen Jahrzehnten. Diese Segelfertigkeit und Schnelligkeit

der Langschiffe sieht man als Grundlage für den Überraschungsangriff insbesondere in Zeiten der wikingerzeitlichen Expansion. Die Spezialisierung der Segler in einen Typ von Kriegsfahrzeug, der im Verhältnis zu seiner Länge unglaublich schmal gehalten wurde und dazu noch wenig Freibord aufwies, dürfte für die entsprechend hohen Geschwindigkeiten gesorgt haben, im Segel- und Ruderbetrieb gleichermaßen. Wenig las man über die damit verbundenen Schwierigkeiten im Mannschaftsbetrieb, insbesondere, wenn man an das Navigieren und die Richtungsänderungen in engen Fahrwassern und an der Küste denkt. Morten Ravn geht mit seinem Beitrag *Om bord på vikingetidens langskibe. En analyse af besætningsorganisation og kommunikation* (in: Kuml 2016, Årbog for Jysk Arkæologisk Selskab, 131–152) diesen Fragen erstmals dezidiert nach. Er bezieht sich dabei insbesondere auf die Auswertung, die man mit dem Skuldelev-Nachbau Skuldelev 2 auf den Fahrten von Dänemark nach Irland sammelte, stellt diese aber den bildlichen Analysen bspw. des Bayeuxteppichs gegenüber. Er kommt zu dem Schluss, dass klare Kommandostrukturen und eine lebenslange Praxis in Seemannschaft die Segelfertigkeit dieser fragilen, daher leicht kenterbaren und dennoch mit einem übergroßen Segel ausgestatteten Fahrzeuge überhaupt erst garantierten. Das wird einem dann bewusst, wenn man sich die Proportionen des getesteten Skuldelev 2 Schiffes HAVHINGSTEN FRA GLENDALOUGH mit 30 m Länge und nur 3,8 m Breite durch Ravns Betrachtungen noch einmal inständig vor Augen führt, ein Schiff, das, wenn es Lage schiebt, oftmals weniger als 1 m Freibord aufweist. Dazu führt er nicht nur die bemerkten Segeltests und den Bildverweis an, sondern stellt auch auf schriftliche Quellen, z. B. auf das *Gulatingssloven* (älteste Teile um 900), ab. Aus letzteren erkennt er insbesondere die Bedeutung der zeitnahen Kommandoweitergabe des *styrimaor* als rechte Hand des *skipari*, dem damit die zentrale Rolle an Bord während des Segelbetriebs zukommt, aber auch die eines Mittelmannes. Diesem geht es nicht nur um Reaktionsmuster in Bedienung des laufenden Riggs, sondern auch um die richtige Trimmung des Fahrzeuges, besonders bei Am-Wind-Kursen, bei denen die richtige Positionierung der Mannschaft essentiell erscheint. Es scheint dem Vf. nach eine Art sektionale Organisation auf den Langschiffen zu geben als Garant dafür, auch die hohe See bei kräftigem Wind abzuwettern. Dazu gehört auch schon die Aufteilung in regelmäßige Wachen unter der Leitung eines Vormannes (*reidumadr*), so wie es uns schon im isländischen *Landnámabok* begegnet. Man kann nicht alle Aspekte dieses interessanten Beitrages würdigen, ihn aber vorrangig als Initialzündung verstehen, endlich auch ähnliche Untersuchungen auf den teuren „Koggennachbauten“ anzustellen, bspw. auf der Grundlage der Erhebungen, die 2013 mit der Versuchsfahrt der Kieler Hansekogge nach Gotland bereits durch die Brüder Ziermann durchgeführt wurden.

M.-J. S.

An dem Aufsatz von Wolfgang Huschner, *Raub oder Recht? Der Umgang mit Schiffbruch und Strandgut an der mecklenburgischen Ostseeküste (13.–16. Jahrhundert)* (Mecklenburgische Jbb. 132, 2017, 49–67) zeigt sich, dass man über die Perspektiven aus den Standardwerken über Strandrecht und -raub in Nordeuropa im Mittelalter, zum Einen von Vilho Nitmaa aus dem Jahre 1955 und zum Anderen von Friedrich Techen von 1906, auch noch neuere, dezidierte Einsichten gewinnen kann, die aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich zwischen zentralistischer Jurisdiktion eines Kaisers und uferstaatlicher Gerechtigkeit lokaler Magnaten über Jahrhunderte nicht nur eine exekutive Diskrepanz, sondern schlichtweg eine sich diametral entgegenstehende Rechtsauffassung abzeichnet. Sah die kaiserliche den Schutz des Eigentums des Gestrandeten vor, so folgte die Vorortperspektive an niederdeutscher Küste eher dem Gewohnheitsrecht, wenn man auch per Diktum etwas Anderes beteuerte. Der Gewohnheit folgten nicht nur Küstenbewohner, die unter Gefahr das fremde Gut den Fluten entrissen, sondern auch jene lokalen Herren, die sich auf den Strand als Besitz verließen. Die Gestrandeten, als wirklich Hilfebedürftige, verfolgte so ein Gewohnheitsrecht eher. Sie, die nahezu ihr Leben ließen, konnten es am „gesegneten“ Strand dann doch noch verlieren, insbesondere, wenn sie zu sehr um ihr Hab und Gut mit den Einheimischen stritten, denn Strandraub war an niederdeutscher Küste eher Strandrecht. Damit das nicht so blieb, setzte man ab dem 15. Jh. Strandvögte ein, die auch entsprechende Bergegelder aushandeln sollten, nicht immer mit großen Erfolg, wie Vf. herausstellt. Insofern sieht er vier Interessengruppen in den entsprechenden Jurisdiktionen berücksichtigt: 1. die Küstenbewohner, 2. lokale Herren und Institutionen, 3. Könige, Landesfürsten und Oberherren über den Strand und 4. seefahrende Kaufleute. Ob er damit für die niederdeutschen Küsten unbewusst eine Wertung trifft, sei dahingestellt, denn so schlimm wie ihr Ruf scheinen sie nicht gewesen zu sein. Schade ist hierbei nur, dass Vf. sich nicht mit der Studie von Roald Morcken, *Vrakrov og vraklov* von 1959 auseinandersetzte, der mit Verweis auf das norwegische *Gulathingslag* betont, dass 300 Jahre vor den dänischen Gesetzen und dem hansischen Strandrecht die Rechtssicherheit der Schiffbrüchigen und ihrer Habe in Norwegen, anders als an niederdeutscher Küste, per Jurisdiktion bereits garantiert war. Gerade weil Morcken eindimensional die unterschiedlichen Perspektiven – zentralistische Jurisdiktion vs. Vorortperspektive – in seinen auf die Nordsee und Norwegen bezogenen Kontext derart überbetont, hätte eine komparatistische Sicht sicherlich in diesem Dualismus zwischen Eigentumsrecht und Strandraub noch andere, diametral zu Morcken stehende Sichtweisen zutage gefördert, besonders hinsichtlich seiner Auffassung, die intendiert, dass man an niederdeutscher Küste den Hilfeleistenden

durch deren Rechtsauffassungen so sehr misstrauen musste. Vf. zeigt eher auf, dass die mecklenburgische Küste besser war als ihr Ruf, es sei denn Strandgut geriet in die Hände der heiligen Beginen von Ribnitz, aber selbst ihre Reputation wurde aus der Retrospektive des wohlbekannten lübschen Chronisten Reimar Kock zu Unrecht abqualifiziert. *M.-J. S.*

In der Schiffsarchäologie stand bis dato natürlicherweise das Schiff als technisches Konstrukt im Fokus der wissenschaftlichen Betrachtung. Besonders für Dänemark darf dies durch den Prägewert des ingenieurtechnischen Hintergrundes des Nestors der dänischen Schiffsarchäologie Ole Crumlin-Pedersen gelten. Doch man kann Schiffbau auch noch einmal anders, ressourcenorientierter untersuchen, wie es Morten Ravn anhand seiner Dissertation *Viking Age War Fleets. Shipbuilding, resource management and maritime warfare in 11th-century Denmark* (Maritime Culture of the North 4, Roskilde 2016) in dieser Intensität mehr oder weniger erstmalig versucht, indem er seinen Blick auf das sonst eher im Hintergrund behandelte Schiffbaumaterial des 11. Jh.s richtet. Er schöpft hierbei besonders aus den weitreichenden Erfahrungen mit Eiche als Schiffbauholz, die man bei den Rekonstruktionen von Wikingerschiffen am gleichnamigen Museum in Roskilde sammelte. Vor dem Hintergrund des Konnex Schiff und Gesellschaft ordnet Vf. sie hier aber in einen größeren kulturlandschaftlichen Zusammenhang ein, ein Ansatz, den insbesondere Christer Westerdahl in der Sammlung seiner kognitiven Aspekte von Kriegführung und Verteidigung verfolgte, dem aber auch George Indruszewski in seiner Studie zum Stettiner Haff in der Wikingerzeit nachging. Im Fokus steht also hier vorrangig die Zeit der Wikingerexpansion, eben der *Viking Age War Fleets*, auf der organisatorischen und wirtschaftlichen Basis des *ledang-Systems*, eine Zeit also, bevor Transportkapazitäten Fragen des Designs verdrängten. Es ist die Zeit, in der die Aushebung stehender Flotten ein Ressourcenmanagement von Schiffbauholz zwangsläufig nach sich ziehen musste, Kapazitäten, die in Konkurrenz zur Bauwirtschaft im Generellen, aber auch zur Bienen- und Viehzucht standen, hat man doch die Schweine zur Mast seit frühester Zeit in die Eichenwälder getrieben, so auch mit Sicherheit im 11. Jh. Dieses Vorgehen trug wesentlich zur parkähnlichen Gestaltung der Wälder bei. Ravns Titel *War Fleets* assoziiert stehende Flotten, wobei die Aushebung eine Gleichzeitigkeit intendiert, die eine gewisse zentralistische Administration erfordert, welche wiederum eine politische Einflussnahme voraussetzt. Folgerichtig stellt uns Ravn somit auch zuerst den Wirkungsbereich der dänischen Könige in der Besprechungszeit vor, dürften diese doch Initiatoren der Aushebung gewesen sein. Wobei man hierbei nicht die Rolle einzelner regionaler Magnaten im clanähnlichen Führungswesen der frühen skandinavischen Gesellschaft negieren kann, die relativ schnell als

Konkurrenz zur Königsherrschaft auftraten und den Zugang zu Ressourcen begrenzen konnten. Die unterschiedliche Landschaftstopografie von Jütland im Norden bis zu den Danevirke im Süden mit dem Zentrum Hedeby, sowie Fünen, der Insel Seeland, Schonen und Halland dürfte per se schon verschiedene ressourcenorientierte Sichtweisen implizieren. Somit kommt er auch nicht umhin, die Ausmaße und Grenzen dieser Landschafts- und damit Herrschaftsbereiche zu markieren, mit anderen Worten zu benennen, wieweit sie sich auf küstennahe Gegenden wie Viken und Bohuslän erstreckten und damit auch Grenzen seiner Untersuchungsbereiche markieren. Es scheint in Roskilde Tradition zu sein, sich hierbei des theoretischen Rüstzeuges französischer Methodik zu versichern. Folgte George Indruszewski in seinen Studien bspw. dem Habitus-Konzept des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, so bemühte Ravn die Methodik einer *Chaîne opératoire* des bekannten Paläontologen André Leroi-Gourhan.

Als Schiffsarchäologe liegt es nahe, sich dieser ressourcenorientierten Sicht objektzentriert zu nähern und damit den Blick vorrangig auf 59 Schiffsfunde zu richten, einschließlich des Äskekärr I Schiffes, welches eigentlich außerhalb des von ihm beschriebenen Untersuchungsbereiches aufgefunden, aber in diesem gebaut wurde. Damit kommt Ravn auch nicht umhin, sich der Typendiskussion, bei ihm eher den Fragen zu der Differenzierung von Kriegs- und Transportschiff, zu stellen. Dabei belässt er es jedoch nicht, sondern versucht, Boot und Schiff allein der Länge nach zu unterscheiden, ein Versuch, der nach den verschiedenen Erklärungsmustern, die bislang im Umlauf sind, ein wenig weit hergeholt erscheint. Ravn führt uns dann sehr überschaubar, aber dennoch ausreichend dezidiert, in all die Materialien ein, die für den Bau seiner untersuchten Schiffe genutzt wurden. Damit ist seine ressourcenorientierte Sicht also nicht nur auf das Holz gerichtet, dem er aber dann doch ein ganzes Kapitel widmet. In diesem dekliniert er dann nicht nur die sieben vorherrschend genutzten Holzarten für den Schiffbau durch, sondern bespricht sie in Hinsicht ihres Einsatzes und der entsprechenden Quantitäten auf die einzelnen Schiffsgrößen bezogen. In dieser Tiefe sind die Berechnungen dazu der für die Forschung zentrale Gewinn der Studie, die man allerdings nicht unkritisch übernehmen sollte, da der Überschlag an Holz in Bezug auf die gefälltten Bäume m.E. nicht immer plausibel erscheint. Bei den von ihm repetierten Flottengrößen muss damit Vf. zwangsläufig auf Fragen des Waldmanagements zu sprechen kommen, ein allgemein auf das Mittelalter gerichtet sehr kontrovers diskutiertes Thema. Wie hat sich der Wald entwickelt, wie beeinflusst war er durch schon bemerkbare Klimaschwankungen, lebte der Mensch im Einklang mit dem Wald – mit anderen Worten Ressourcen schonend und nachhaltig – oder prägte ein maritim determinierter Aktionismus waldbezogene rurale Strukturen und Gesellschaften,

überzeichnete sie gar? Pro domo, wie wirkte sich also der Bau großer Flotten auf die Ressource Holz und damit auf den Wald in der Besprechungszeit aus? Ravn schreibt: „Practice and tradition are both dynamic factors and perhaps shipbuilding of the Viking Age was more locally or regionally rooted than general vision of shipbuilding traditions directly suggest.“ (22)

Schon früh erkennt er in Provinzgesetzen Privateigentum an Wald, der auch teilweise bereits umzäunt war mit Bäumen, die, für die Schweinemast genutzt, nicht gefällt werden durften. Vf. folgt einer langjährigen Tradition, Gesetzestexte als Spiegelung realer Gesellschaftsverhältnisse aufzufassen. Dennoch ist Vorsicht geboten, Jurisdiktionen vorbehaltlos zu interpretieren.

Uwe Schnall stellte schon 2002 klar, dass gerade die Wikingerzeit einen Hang zur Kasuistik aufweist. Gesetzestexte bieten daher nach ihm nicht unbedingt ein Spiegelbild der Wirklichkeit, sondern folgen nur der Logik, dass die, welche die meisten Schwierigkeiten bieten, auch juristisch den breitesten Raum einnehmen. Sie folgen damit auch immer einem gewissen Wunschdenken, das durch die Rechtstexte versucht wird in die Wirklichkeit zu bringen. Schnall meint sogar, dass die Anzahl der Paragraphen in der Wikingerzeit, „geradezu umgekehrt zur jeweiligen Bedeutung“ steht (224).

Es wäre sicherlich interessant, tiefgehender zu hinterfragen, ob sich Konstruktionsholz, welches man für rurale Konstruktionen nutzte, von den Qualitäten, die man für Schiffbauholz voraussetzt, unterschied. Man hätte sich hier von Morten Ravn eine klarere Position in der Frage gewünscht, ob für größere Flotten nun spezielle Waldgebiete ausgewiesen oder vielleicht sogar vorbehalten waren und speziell gehegt wurden oder nicht, so wie es Detlev Ellmers für die Karolingerzeit in Mitteldeutschland in Fragen holzorientierter Tributeleistungen bespricht.

Schiffbau aus seiner ressourcenorientierten Sicht, d. h. inklusive Qualitätsmanagement, verstand Ellmers schon als Mehrgenerationen-Programm und -Projekt, denn ein dem Anschein nach vitaler Baum von 120–180 Jahren, also ideal für den Schiffbau, konnte schon längst von innen hohl und wertlos sein, weshalb man sie vor dem Schlagen anbohrte und den Quellen nach dafür Genehmigungen einholte. Mit anderen Worten war derjenige, der den Eichenbaum pflanzte oder vielleicht zumindest hegte, in Zeiten der Fällung schon längst verstorben. Welche Hege hat man dem Wald in der Besprechungszeit angedeihen lassen, und wie entwickelten sich daraus Landschaftsformen, oder hat man schon durch Kahlschlag für den Bau großer Flotten massiv in den Waldbestand eingegriffen? Waren das Bereitschaftsflotten im Sinne der dänischen *shipreide* späterer Zeit, da nach Ravn die Lebenszeit eines Schiffes eine Dekade kaum überschritt? Es stellt sich grundlegend die Frage, ob man parkähnliche Waldungen, von denen Ravn oft spricht, die sicherlich durch die Schweinemast und damit den Verbiss von Niederholz zu diesen wurden,

grundsätzlich überhaupt zum Schiffbau im 11. Jh. einsetzte, da die überlebenden, zur Eicheltracht extra stimulierten Bäume stark zur Drehwüchsigkeit und Verhohlung neigten und damit für die damals vorherrschende Methode der Spalttechnik unbrauchbar wurden. Zudem wachsen Eichenbäume in parkähnlichen Zusammenhängen, also freistehend im Stamm, deutlich langsamer als im Wald, der sie zu Heliozentrismus und schnellem, geradem Wachstum animiert. Freistehende Bäume neigen darüber hinaus noch stark zur Astbildung, ebenfalls ein Kriterium, welches der Nutzung der Spalttechnik entgegensteht. In diesem Zusammenhang greift Vf. das von Lutz Klassen erarbeitete Konzept der Verbindung der *Snece* Ortsnamen auf, der einen onomastischen Zusammenhang dieses Namens mit Königsrechten speziell maritimer Art resp. Schiffbau herstellt. Ravn sieht diesen Syllogismus kritisch und verweist auf Bente Holmberg und Jan Skamby Madsen, die speziell damit einen für den Schiffbau genutzten Wald bezeichnet sehen. *Snekke* kann dem Dansk ord book nach aber auch nur Schlange oder Schnecke meinen und der Bezug zum Schiffbau wäre dann weit hergeholt. Auf diesen breiten etymologischen Konnex bezogen hätte man sich nähere Ausführungen erwünscht, damit der auf den Schiffbau ausgerichtete nicht allzu konstruiert erscheint. Im besonderen Zusammenhang mit dem Bedarf steht natürlich hier die Frage nach der Quantität, resp. der Größen der Flotten in entsprechenden Operationen und Zeitfenstern, ein Fragenkomplex, der in der Forschung, besonders der dänischen, ebenfalls sehr kontrovers diskutiert wird, genauso widersprüchlich wie das dahinterstehende System der Flottenhebungen, das wir den Quellen nach als leding- oder *ledang-System*, als marin determinierte Tributeleistung bezeichnet sehen. Man stellt sich seit Jahren die Frage, wie hoch der Quellenwert über Aussagen zur Anzahl von Schiffen bspw. der Flotte Wilhelm des Eroberers von 1066 mit 776 Schiffen einzuschätzen ist. So hätte sich der Leser über Ravns lapidare Anmerkung 43, dass „The character of Scandinavian military organisation in the Viking Age and High Middle Ages is much debated“ (93) hinaus eine eigene Auseinandersetzung insbesondere mit den Positionen von Niels Lund aus dem Jahre 1996 und Rikke Malmros von 2010 über dieses System gewünscht, zumal das ja eine der systemimmanenten Fragestellungen über die historiografischen Ortsnamenverweise hinaus darstellt. Wie weit begründete das ledang-System erlebniszentrierte Gefolgsfahrten, die der Anbindung an zentrale Herrschaftsstrukturen erst den wirklichen Sinn gaben.

Damit ist aber nicht in Abrede zu stellen, dass wir es mit dem Buch von Morten Ravn mit einer äußerst instruktiven Arbeit zu tun haben, die dem umfänglich beackerten Feld der Wikinger noch neue Aspekte abgewinnen konnte. Wieder einmal mehr ist auch dieser Roskilder Band in einem bestehenden Layout gehalten, das dem konzisen aber tiefgehend dezidierten Duktus des Autors und jetzigen Forschungsleiters des Wikingerschiffsmuseums den

würdigen Rahmen gibt. Genauso würdig reiht sich diese Arbeit in die Reihe „Maritime Culture of the North“, aber auch allgemein in die hochwertigen Schriften aus dem Museum ein. M.-J. S.

Seit der Veröffentlichung der Dissertation von Hugo van Groot *Mare Liberum* im Jahre 1612 und des als Widerschrift aufzufassenden Werkes von Johannes Selden *Mare Clausum* von 1636 streitet die Forschung über die Frage, ob das Meer ent- oder begrenzt, ob es verbindet oder trennt. Diese Fragestellung ist natürlich besonders für das Mittelalter interessant, in dem die mittels Segel fortgetriebenen Seeschiffe ihre allseitige Verbreitung erfuhren.

Mit dem Zitat aus einem alten Essay „Der Mensch ist ein Landwesen, ein Landtreter“ stellen die Hgg. Michael Borgolte und Niklas Jaspert ihrem Tagungsband *Maritimes Mittelalter. Meere als Kommunikationsräume* (Ostfildern 2016, Jan Thorbecke Verlag, 333 S.) daher sehr emblematisch den ihnen folgenden Erörterungen eine hermeneutische Reibungsfläche voran. Von Annette Schmiedchen abgesehen, die über *Die Akteure der mittelalterlichen Kommunikation im Indischen Ozean – von Gujarat über Ceylon und den Golf von Bengalen bis nach Sumatra* (283–300) referierte, beziehen sich die Sichtweisen dieses Bandes zumeist auf das mittelalterliche Europa, ermöglichen aber damit durchaus komparatistische Sichtweisen sowohl auf intra- (Nord- und Ostsee, Schwarzes Meer), als auch auf interkontinentale Gewässer (Mittelmeer, Atlantik, Indik) und das aus allgemeiner Perspektive der Mediä- und Skandinavistik, aber auch aus islamwissenschaftlicher und indologischer Betrachtung.

In ihrer äußerst tiefgründigen, praktisch sämtliche neuere Literatur zu den Meeren, auch vor dem Hintergrund der Klassiker, auswertenden Einführung, zeigen Borgolte und Jaspert auf: „Das Mittelalter war also eine Zeit von Binnenmeeren und Ozeanen, thalassisch und weltmeerisch zugleich“ (15), wenn man auch zu beiden Gewässertypen einen unterschiedlichen, auch mentalen Zugang fand und finden kann. Ob also auch die Ozeane als Räume begriffen worden sind, hinterfragen sie kritisch. Weiter gehen sie auf die Forschungsgeschichte der historischen Meeresforschung als „randständige Teildisziplin“ ein und kommen dabei auf die *cabotage* zu sprechen, die Küstenschiffahrt, welche als Grundlage maritim determinierter Kommunikation in vielen Bereichen jahrhundertlang ja auch die hansische bestimmte.

So bemerken sie jüngst erfreulich ein „maritime turn“, als ein „neues Interesse an thalassischer Materialität, an der Nautik und Klimatologie“. Dennoch resümieren sie gleich vorweg, indem sie meinen: „Das maritime Mittelalter zu erforschen, heißt innerhalb der deutschen Mediavistik Neuland zu entdecken ...“ (28), anders als in anderen Ländern, wie sie erkennen müssen, in denen maritime Geschichtswissenschaft im Forschungskanon längst tiefgründig verankert ist.

Eine maritime Mediavistik zu betreiben, heißt deshalb für sie in Anlehnung an Christian Grataloup „die Geschichte der Welt anders zu denken“. (31). So verstehen sie Meere selbst als „Übergangszonen zu anderen Regionen“ (24.) und beziehen sich damit auf einen Trend, und zwar die Neubewertung der historischen Raumforschung, die ohne maritimen Bezug nicht denkbar ist, wobei Meere im Mittelalter wie auch in anderen Zeiten in „wechselhafter Abgrenzung konstruiert und wahrgenommen“ werden, und zwar als „Erinnerungs-, Vorstellungs- oder Wissensraum“.

„Das Meer als Schwellen- bzw. Durchgangsraum“, das auch Chronotopoi schafft, welche Epochen bestimmen, so wahrscheinlich auch die hansische, wie sie 2005 schon Ilgvars Misāns als „Einheit des Ostseeraumes“ begreift, evoziert aus schiffsarchäologischer Sicht darüber hinaus aber auch die Frage, wo und wie sich Kommunikationsräume von Traditions- und Transmissionsräumen, bspw. der schiffbaulicher Technologien, abgrenzen. Eine Fragestellung, die seit längerer Zeit das bestimmende Thema der Schiffsarchäologie, aber seit dem Diskurs zwischen Detlev Ellmers und Reinhard Paulsen auch der hansischen Geschichtsschreibung ist, ein Diskurs, dem im Prinzip Ruthi Gertwagen in ihrem Beitrag *Shipping and Nautical Technology of Trade and Warfare* (109–146) auch und insbesondere anhand schiffsarchäologischer Forschungsergebnisse für den Mittelmeerraum nachgeht. Nach ihr kann man nicht jeden „armchair historian“ (sic) einen „maritime historian“ nennen, wenn er dann nicht über deskriptive Analysen hinauskommt, die den holistischen Blick auf das „marine environment“ vermissen lassen, genauso wie die Schiffsarchäologie in mikroskopischer Kleinsicht oft ignoriert, welchen Einfluss technologische Prozesse auf Ökonomie, Handel und Politik haben (111). Eine Kritik, die letztens Paulsen in seiner Dissertation ansprach, als er die Schiffsarchäologie als „Sandkastenspielerei“ abtat. Gertwagen zeigt auf, dass manchmal nur ein aus weitsichtigen technologischen Prozessen ableitbares Schiffsdesign Schiffsformen hervorbrachte, mit denen bestimmte Meerengen aufgrund der hohen Strömungsgeschwindigkeit überhaupt erst zu befahren waren und damit bestimmte Seegebiete erschlossen werden konnten, um nachfolgend und oft simultan eine gewisse Kontrolle auf diese Seegebiete und strategischen Meerengen auszuüben. (118–119). Für den hansischen Kontext sind ihre Einsichten zu dem nordeuropäischen Einfluss auf mediterrane Schiffbautechnologien von großem Interesse, wenn auch Vf.in die ersten Koggen im Mittelmeer mit den Kreuzzugsflotten von 1217 zusammenbringt, obwohl sie bereits für 1189 in einem Dokument, das kurz vor 1200 verfasst wurde, vor Akkon erwähnt werden. Als Essenz stellt sie fest, dass das Verhältnis von Innovation, Invention und Wirtschaft nicht kontinuierlich und kohärent belastbar ist.

Jan Rüdiger geht in seinem mehr essayistisch gehaltenen Vortrag der Frage nach *Kann man zur See herrschen?* 35–56), also existiert quasi eine Herrschaft ohne Grund? Er erkennt, dass der Heerbann durch das *leidang* (dän. *leding*, schwed. *ledning*) „ebensogut in Schiffen wie in Pferden zu rechnen war“ (37). Eine Herrschaft von *reges marini*, von Seekönigen, die erkennen lässt, dass seegehende Wirtschaftsverhältnisse auf See, – anders als zur Hansezeit – Herrschaftsverhältnisse auf See meinen können, wobei aufgrund der polyzentrischen Machtverhältnisse der Inhaber dieser Herrschaft schwerlich Seegelung als Präsenz auf See für sich beanspruchen konnte. Selbst Seeräuber auf feucht segelnden Koggen waren schon gar nicht „fliegende Holländer“ ohne Landbezug, und ihre Schiffe wurden mit Sicherheit nicht auf See gebaut. Auf die Wikingerzeit bezogen, verweist Vf. auf Plünderungsfahrten, die durch endemische Überbevölkerung der skandinavischen Gesellschaft en gros zu erklären sind. Sie erfolgten seltener zentralisiert, als wir uns das durch Flottenaufgebote bspw. Wilhelm des Eroberers oft denken. Hier wäre in Hinsicht der Wikingerexpansion mehr noch auf den Problembereich einzugehen, ob die See bei diesem „*fara i viking*“ eher Rückzugszone oder tatsächlich Herrschaftsraum war. Insofern sieht er die Benutzung des Begriffes Thalassokratie für die nördlichen Meere kritisch. Schiffsbesitz reichte alleine dafür nicht aus. Ob alle „Seekönige“ aller landseitigen Strukturen tatsächlich entbehrten, ist fraglich, das ist allein schon aus gesetzlicher Sicht zu hinterfragen, denn auch Thalassokratie entbehrt nicht einer gewissen uferstaatlichen Gerichtsbarkeit. Im mittelalterlichen Norden kam die Schifffahrt im Winter zum Erliegen, irgendwann wurde sie gar gesetzlich begrenzt, da gilt es also zwischen Norden und Süden zu differenzieren.

Im Besonderen sind Thalassokratien wohl durch „die geographischen Eigenarten der nördlichen und der mediterranen Küstenländer ...“ zu charakterisieren, die „die See weiterhin zu einem bestimmenden Element der Politik“ machte (46). Interessant ist, vom historiografischen Ansatz her die Thalassokratie als „eine Art Zusatzoption“ einer Politik von Verfemten und Friedlosen darzustellen, die erst nordischen Machtverhältnissen „komplementär ... einen spezifischen Charakter verleihen“ (49). Sie muss man, auch der abgedruckten Zusammenfassung der Diskussion nach, von den „*sea borne empires*“ scheiden.

Zu einem ganz anderen Ergebnis der gesellschaftlichen Bedeutung der Westsee in der Wikingerzeit kommt Carsten Jahnke, wenn er darüber hinaus auch über eine der bedeutendsten und zugleich schwer zu befahrenden Fahrtgebiete hansischer Schifffahrt zu sprechen kommt und titelgebend hinterfragt: *Die „Nordsee“, ein verbindendes oder trennendes Element?* (195–209). Vf. macht deutlich, dass der Begriff Nordsee eigentlich eine nachmittelalterliche Erfindung ist, wenn auch Glossatoren ihn gerne dort in mittelalterlichen

Texten mit seiner Himmelsrichtung verorten, wo eigentlich nur der Ozean erwähnt wird. Geläufiger war der Begriff Westsee, mit Sicherheit als Pendant zur Ostsee aufgerufen. Schon aus dieser etymologischen Betrachtung leitet er einen Raumbezug ab, der im Mittelalter durch seine Unschärfe eher auf das bedrohliche, schwer zu fassende, abstellt, in der Neuzeit, durch die Raumtrennung in Zuider-, West- und Nordsee, aber klare Raumstrukturen nicht nur mit bestimmten Eigenschaften und Merkmalen unterlegt, sondern sogar eine differenzierte Bevölkerungsgeschichte umgrenzt. Hier wäre es sicherlich noch von Interesse gewesen, inwieweit die Himmelsrichtungen bereits wirkliche geografische Dimensionen im Schriftgut zeitigen und vielleicht schon klimatisch konnotiert waren, sicherlich im Vergleich zu den heutigen klimatischen Bedingungen, denen Vf. einen eigenen Absatz widmet. So kalt dürfte der Norden in der Besprechungszeit nicht konnotiert sein, sonst würde bspw. Grönland nicht Grönland heißen. Anders als Jan Rüdiger sieht Carsten Jahnke „die dänische Elite mehr auf ihr Prestige zu Lande denn zu Wasser bedacht“ (202). Den generellen Meeresbezug der Wikinger, insbesondere, wenn er auf das ledang-System und damit auch auf das Selbstverständnis der Nordleute als Wikinger zu sprechen kommt, sieht er also kritisch. Dennoch: Das Schiff, das diesen Meerbezug manifestiert, resp. die Relikte desselben, sprechen von einem derart hohen Stellenwert maritim determinierter Zimmermannskunst in der skandinavisch mittelalterlichen Gesellschaft, den man nur durch weitreichende marine Interaktionsmuster rundherum mit Seererfahrung erlangen kann. Eine technologische Sicht, die sich im Hausbau – auch durch die entsprechend prestigewürdige Nuance – in dieser Vollendung so nicht zeitigt. Darüber hinaus erfordern die schnellen, fragilen Schiffsformen ein ständiges Training, da diese Fahrzeuge von ungeübter Besatzung kaum zu segeln sind. Auch sprechen die Begräbnisschiffe wie Oseberg von einem besonderen, seefahrtsgetragenen und deshalb seeorientierten Selbstverständnis, schiffsförmige Steinsetzungen nicht minder. Dies erkennt Vf. im nächsten Absatz ja selbst, wenn er auf die „schmucklosen Kästen mit schlechten Segeleigenschaften“ (206) als Umschreibung der Schiffe der Hansen in komparativer Sicht zu den fragilen Wikingerschiffen zu sprechen kommt. Vf. leitet in diesem Bezug auch auf die frühen fernreisenden Kaufmannschaften über, die für viele, aber nicht für ihn den Beginn der Hanse markieren. Diese auch aus seinem Werk von 2014 bekannten Positionen nutzt er, um den Handel dieser Scharen „als das grundlegende kommunikative und ökonomische Element des Westseeraumes“ (206) aufzurufen und mit der nationalromantischen Verklärung der „Deutschen Hanse“ aufzuräumen. In Verweis auf den „Versuch, maritime Kulturlandschaften entlang der Küsten dieses Meeres nachzuweisen“, wäre es natürlich noch interessant gewesen zu erfahren, welche Gradmesser der Vf. genau anlegt, zumal Christer Westerdahl die Aspekte, die eine maritime Kulturlandschaft

von einer ruralen abgrenzen, ziemlich genau in seinen vielfältigen Schriften umriss. Dennoch: Jahnkes Credo ist eindeutig und unmissverständlich. „Der Deich ist das beherrschende Symbol im Verhältnis des Menschen zur Westsee (im Mittelalter), nicht das Schiff.“ (210)

Zu einem wiederum anderen Ergebnis kommt Nils Blomkvist in seiner vorrangig auf den Ostseeraum konzentrierten Studie *Europe's Captive. Medieval Baltic Torn between Thalassocratic and Continental Principles of Exploitation* (213–231), wenn er für das 9. Jh. auf die Expansion der Wikinger zu sprechen kommt und meint: „Hence they were true thalassocracies – the Danes controlling all passages from the North Sea, the Swedes controlling all routes towards Russia“ (223). Im 13. Jh. bemerkt er sogar ein rationalisiertes Seeroutensystem auf der Grundlage der Kogge, dessen qualitative Neuerung er insbesondere im Versegeln von Schüttgut sieht. Auch Blomkvist widmet sich der frühen Phase hansischer Schifffahrt, ein episches Thema, wie er meint, welches lange Jahre „brushed under the carpet“ war und dem er sich in seinem Beitrag in einer Art „helicopter view“ nähern will (225). Die Führungsrolle hansischer Händler sieht er sie im Ostseeraum in drei Entwicklungsschritten einnehmen: 1. Die deutschen Händler gewinnen die Assoziation der Gotländer, die bereits fest in die Märkte von Novgorod bis King's Lynn eingebunden waren; 2. Die Organisation der Kreuzfahrt nach Liv- und Prussenland erlaubt und sichert die Implementierung politischer Ziele und Einflüsse; 3. ist seiner Meinung nach klar, dass die Veränderung dieser Einflüsse „to a kind of nationalism“ als Ausformung eines exklusiven Netzwerkes zwischen deutschen Händlern zu begreifen ist (226). Damit bedient Blomkvist bezogen auf diese frühe Phase hansischen Handels und des deutschen Fernhändlers im Ostseeraumes wohl eher klassische Interpretationsmuster, resp. Positionen, die er schon früher in Hinsicht der Europäisierungsdebatte in Schriften seines durch ihn einschlägig initiierten Projektes verstetigte und zusammengekommen als maritime Prinzipien dezentralisierter Netzwerke entwickelte. Interessant sind hierbei die von ihm selbst aufgestellten Problemkreise, die in Fragestellungen bspw. für das 13. Jh., also der ‚Kaiserlosen Periode‘, wie: „Why would more or less independent cities propagate the nation?“ münden (226). Die Antwort sieht er in der Promotion Lübecks zur Reichsstadt 1226 einerseits, aber durchaus auch in der Konjunktur bei der Anwerbung von Söldnern andererseits. Alles in allem sind das Durchsetzungsmuster, die in „thalassocracies of the North“ aufgehen. Ein ganz ähnliches Muster bemerkt er im Aufgehen hansischer Handelsambitionen im Bund „van de düdeschen Hanse“ von 1358, der nach ihm bereits den Seehandel von Novgorod über Riga nach Brügge und London kontrollierte und die Grundlage einer „thalassocracy of sorts“ schuf (230).

Wenn auch dem Inhalt nach anders geordnet, schließt auf jeden Fall Sebastian Kolditz thematisch gut mit einem der beiden umfänglichsten Beiträge des gesamten Bandes (der andere ist der von Ruthi Gertwagen) an die Sichtweisen Blomkvists an, in dem er *Horizonte maritimer Konnektivität* vorrangig für den Mittelmeerraum untersucht (59–106). Er setzt sich u. a. mit dem starken Einfluss des Ansatzes von Fernand Braudel (Braudelschen Regionen) in der Erforschung dieser Horizonte auseinander und macht die „enge Verzahnung von Handelsgeschichte und mediävistischer „Thallasologie“ anhand von Beispielen deutlich (63). Konnektivität zeichnet er auch jenseits großer Fernhandelsrouten und nicht nur von urbanen Zentren ausgehend, sondern als Charakteristikum circummaritimer Mikroregionen und -ökologien. Ein Ansatz, den es in Zukunft auch mehr in den Vordergrund hansischer Schifffahrtshistorie in komparativer Sicht von Fern- und Nahhandel einerseits, sowie Stückgutsegelation und Massentransport andererseits zu rücken gilt. Wir sprechen hier also über die bereits erwähnte *cabotage*, oder, wie sie der bedeutende Ethnologe Wolfgang Rudolph einst als „volkstümliche Frachtsegelei“ bezeichnete, auch und besonders ausgehend von „litoralen Dienstleistungszentren“. Sie umfassen weit mehr als die distributive Stückgutsegelation, die in den hansischen Quellen als Trade in Erscheinung tritt. Sie bedeutet also hier im Mittelmeerraum eine Küstensegelei, die unter dem Begriff *escales* die Einfassung lokaler und regionaler Zwischenhäfen meint. Interessant ist der Ansatz der Definierung von Routen, die auf See eher von Strömungen, Untiefen und Windverhältnissen geprägt sind und sich damit nicht fest in die Landschaft einprägen, wie ihre landseitigen Pendanten. Damit stellt sich die Frage der Konstanz auch in Hinsicht der Entwicklung seegehender Schiffe, bspw. durch Mehrmastigkeit etc. Seine Bemerkungen über die Versorgung der Galeerenruderer und damit ihrer landseitigen Alimentierung konterkariert ein wenig den von Rüdiger postulierten Ansatz der Thalassokratien. So war ihm zu Folge „maritime Konnektivität über größere Distanzen somit notwendig saisonale Konnektivität mit mehr oder minder vorgegebenen Rhythmen“ (69). Er kennzeichnet darüber hinaus drei Typen von Häfen als „eng miteinander verzahnte Perspektiven“ in konnektiven Systemen: 1. Häfen, die individuelle Verbindungsnetze schaffen, 2. solche, die Stationen auf Routen manifestieren und 3. Jene, die Transmitterzonen zwischen seeseitigen und landseitigen Routen markieren. Unter der Kapitelüberschrift „Engstellen“ verweist er auf die Bedeutung von Meerengen, die Gewässer trennen, aber natürlich aus seiner Forschungssicht eher verbinden (ab 92).

Wer sich nicht die Mühe machen will, alle durchweg sehr interessanten Beiträge in extenso zu studieren, der ist angehalten, Daniela Randos Zusammenführung der Tagungsbeiträge als *‘Cum barbaris nationibus et linguis incognitis commercia humanitatis’ Meere als Kommunikationsräume*

(303–320) zu folgen, die ein gutes Resümee der unterschiedlichen Sichtweisen als eine Art „key note“ zieht. Zusammengenommen stimmen also nicht alle unisono in das Credo des seeverbundenen Europas im Mittelalter ein. Schon dadurch war die Diskussion „lebhaft“, wie Rando in seinem Tagungsresümee der situierten Reichenauveranstaltung wertet. So wäre es bestimmt von Interesse gewesen, konsequent die Diskussionsinhalte nach den Vorträgen abzudrucken (wie im Band nur nach dem Beitrag von Jan Rüdiger erfolgt), dann wären die manchmal diametralen Auffassungen der Referenten noch augenscheinlicher hervorgetreten.

Ein weiteres Resümee dürfte man neben dem rein wissenschaftlichen aus dem Tagungsband auch noch ziehen, nämlich, dass bestimmte Aspekte maritimer Lebensweisen durch die unterschiedliche Quellenlage vergleichsweise schwer zu fassen sind, was per se für die verstärkte Zusammenarbeit von maritimen Archäologen, Ethnologen und Historikern sprechen sollte, für die sich Jan Rüdiger einnimmt (50), um all die in der Forschung eingeführten Termini wie Seeherrschaft, Seemacht, Seegeltung, transmarine Herrschaften etc. zu vertiefen und zu präzisieren. Davon unbenommen ist dieser Tagungsband unverzichtbar, insbesondere, wenn man sich auch in der hansischen Schiffahrtsgeschichte in Deutschland einer neuen Programmatik zuwenden will und muss.

M.-J. S.

Die unzähligen wissenschaftlichen Perspektiven und dazu noch die vielfältigen, populären Produktionen über die Wikinger machen es schwer, noch einen neuen, unverfälschten, innovativen Zugang zu finden, wie er bspw. durch Morten Ravn in seiner ressourcenorientierten Sicht versucht wurde. Das wird auch nicht einfacher, wenn man sich nur mit ihrer Mobilität befasst. Er wird schon allein deshalb schwierig, da die Ethnie „Wikinger“ schwer zu fassen ist, weil es sie als Selbstverständnis einer skandinavischen Bevölkerungsgruppe so nie gab. Viking und Vikinglig fassen *sub verbo* nach Erik Jonsson auch zwei verschiedene Interpretationswelten. Auch, dass die Nordmänner und -frauen an vielen Stellen Europas und sogar Übersees wirkkünftig in Erscheinung traten, sogar durch eigene Königreiche nachweisbar sind, macht solch ein Vorhaben nicht einfacher.

Sunhild Kleingärtners „Sonderheft“ der Zeitschrift „Archäologie in Deutschland“ – eher ein Buch, als ein Heft – mit dem Titel: *Die Wikinger und ihre Schiffe* (Darmstadt 2017, Theiss Verlag, 110 S.) beschäftigt sich der Autorin nach „mit der modernen Wahrnehmung und Wirkung wikingerzeitlicher Schiffe.“ (7). Die Publikation ist daher mit der Wahrnehmung und der Wirkung von Wikingerschiffen und dem Wissen, das wir über sie haben, in drei Bereiche gegliedert, die in einem touristischen Wegführer enden, der nach Deutschland, Dänemark, Norwegen und Schweden verweisen will. Insofern wendet sich das Buch nicht

an den einschlägig interessierten Schifffahrtshistoriker und Archäologen, wie vielleicht eher die vorhergehenden „Sonderhefte“ über antike Schifffahrt von Roland Bockius und über Schiffsarchäologie von Friedrich Lüth, Thijs Maarleveld und Flemming Rieck, sondern bietet hier über die Rezeptionsgeschichte einen noch allgemeineren, populären Zugang zu den Wikingern. So spannt die Autorin einen Rahmen von Richard Wagners „Nibelungen“, über den Drachenstil der Moderne, hin zu amerikanischen Blockbustern und Comic Figuren, um auf eine Diskrepanz zwischen romantischer Vorstellung und wissenschaftlich fundierter Geschichtsschreibung zu verweisen. Vf.in sieht „durch den gefilterten Blick der kontinental und christlich geprägten Geschichtsschreibung ... die Überlieferung perspektivisch gefärbt und historisch verzerrt“, wobei der „... alltagsgestaltende Part des wikingerzeitlichen Lebens keinen historischen Niederschlag findet.“ (10). Sicherlich ist Wahrnehmung immer eine Frage der Perspektive und Wahrnehmung assoziiert Authentizität. Dennoch, was eine Sichtweise als natürliche Wanderbewegung stilisiert, gar als Austausch und Handel sieht, interpretiert der Nachlassverwalter des durchwanderten Gebietes schnell als Eroberung, oder in diesem Falle besser Plünderung. Denn oft gingen die Nordmänner eher nach dem Motto Cäsars vor: Sie kamen, sahen und siegten und waren danach schnell wieder verschwunden. Wahrnehmung assoziiert immer Konnotationen wie wahrheitsgetreu und wahrhaftig. Annäherung wäre wohl das richtige Wort und manifestiert auch den Mut zum Zwischenstand. Denn wie es genau zu dieser Expansion kam und welche Kontakte es danach zum Ausgangspunkt der Reisen weiterhin gab, kann auch – wie viele Autoren vorher – die Vf.in nicht schlussendlich beantworten, da vieles forschungsgeschichtlich in weiten Teilen immer noch im Dunkeln liegt, so z. B., ob die arabischen Münzen in Skandinavien nun für Handel sprechen oder nicht. Das „fara i viking“ folgte ganz widersprüchlichen, sich oft selbst widersprechenden Zielstellungen und Motiven. Die Schaffung stetiger Handelskontakte war sicherlich ein wirklich seltenes Motiv. Oft waren es nur wenige Schiffe, die von diesen Expeditionen zurückkehrten und die Beherrschung der unterworfenen Küsten war nur nominell. Dazu waren die – von Island, Grönland und dem sagemumwobenen Vinland abgesehen – überfallenen, kontinentalen Gebiete eben nicht entvölkert, was auf ein gewisses Wesen der Expeditionen, manche schreiben Expansionen, verweist. Insofern ist es hier sinnvoll, die Positionen von Jan Rüdiger aus der vorhergehenden Rezension noch einmal aufzurufen, die auf eine gewisse Systemimmanenz der wikingerzeitlichen Expansionen abstellt, welche sich nach ihm auf eine „endemische Überbevölkerung“ gründet, und die Entdeckerfahrten schnell zu Plünderungsfahrten, sicherlich bisweilen erlebnisorientiert, machte, eingebunden in eine so bezeichnete Plünderungsökonomie. Da ist es tatsächlich schwer, einen – wohlgerneht auf die Schiffe bezogenen – „alltagsgestaltenden“ Part auszumachen, mag man da noch so viel filtern wollen.

Unbenommen davon ist Geschichtsschreibung, heute wie gestern, oft noch national gefärbt, weil national finanziert und da sind Lesarten und ein gewisser Zeitgeist in der Forschung vorgegeben, wie Carl Olof Cederlund schon 1997 in seinem – von der Autorin übrigens, der Literaturangabe nach, nicht bemerkten – Werk, *Nationalism eller vetenskap? Svensk marinarkeologi i ideologisk belysning* insbesondere in Bezug auf die Wikinger ausführt. Den Kontrapunkt dazu bieten EU-finanzierte Forschungsvorhaben, die den europäischen Netzwerkcharakter schon in der Steinzeit – dazu noch krampfhaft – in den Vordergrund rücken wollen. Insofern muss die Autorin selber ein wenig aufpassen, dass ihr ökonomisch determinierter Kontrapunkt zur Expansionsgeschichte der Wikinger in der beherrschenden Lesart selbst nicht zu einer rezeptionsgeschichtlichen Einbahnstraße wird, wenn sie uns glauben machen möchte, dass bspw. die Schiffsbarrieren im Roskildefjord „als Installationen unter Wasser“ halfen, „den Handel zu kontrollieren“ (11). Man kann sie auch anders interpretieren, nämlich, dass sie in Reaktion auf einen erwarteten militärischen Angriff versenkt worden sind, demnach vorrangig militärisch und nur indirekt ökonomisch konnotiert sind. Langjährige Kontrolle der Eingänge zu Handelszentren sah mit den nachgewiesenen Schiffsperranlagen eigentlich anders aus. Grundsätzlich assoziiert der von Vf.in verwendete Begriff Schiffsroute weiter die ökonomische Lesart der Geschichte der Wikinger und ihrer Schiffe, als würden die Wikinger im Linien-, Wechsel- und Fährverkehr zu ihren Dependancen hin und her gereist sein. Diese tendenziöse Idee wird verstärkt, wenn man von einem „florierenden Handelsnetz entlang der nordeuropäischen Küsten“ (16) liest. In England hat man bspw. Schiffe gezielt daraufhin kontrolliert, ob sie auf Handelsfahrt oder auf *viking* aus waren. Der von Vf.in in ihrem Absatz „Zwischen Heimat und Ferne“ (56) in Bezug auf „fara i viking“ ausgerichtete Duktus liest sich auch eher wie ein handelspolitischer Ansatz. Dass man auf die unterbelichtete Seite, resp. handelsorientierte Sicht schifffahrtsgetragener Transaktion abstellt, geht in Ordnung, wenn man eben aber auch auf die andere Lesart verweist, die im Werk eher im Licht einer etwas fragwürdigen Existenz erscheint.

Wenn Vf.in über das leding-System als Tributpflicht für Schiffsleistungen referiert, hätte man sich gewünscht, auch eine Vorstellung von den Größen der Flotten zu bekommen, die in der Forschung ja bekanntlich kontrovers diskutiert werden.

Auf der Grundlage des Schiffswesens also allgemein von einer auf „Mobilität und Vernetzung basierenden Gesellschaft, deren Lebensweise in hohem Maße durch den Einsatz von Schiffen geprägt ist“ (11) auszugehen, widerspricht nicht nur alten Vorstellungen, sondern bspw. auch jenen, die Carsten Jahnke im ebenfalls vorausgehend rezensierten Tagungsband vertritt. Er zeigte auf, dass gerade die Königsherrschaft Knuds des Großen einer derartigen Thalass-

sokratie, denn das ist mit anderen Worten mit Vernetzung über See ja wohl gemeint, entbehrte, sodass Knud seine beiden Königreiche in England und Skandinavien eben nicht verbinden und damit nicht wirklich beherrschen konnte. Die Wikinger in Kleingärtners Buch also ein wenig als Netzwerker inszeniert zu sehen, ist eine „europäisch“ fokussierte Sichtweise, der man nicht immer vorbehaltlos folgen kann.

Auf jeden Fall erschufen sie eine einzigartige Schiffbaukunst, über die uns die Autorin auch mit Verweis auf den Bayeuxteppich, aber auch auf viele andere ergrabene oder anderweitig auf uns gekommene Realien interessant unterrichtet. Allerdings ließ Morten Ravn in seiner Dissertation durchaus erkennen, wie Wald in der Wikingerzeit gerade in Verbindung von Ortsnamen mit dem Wortstamm snekke auch für den Schiffbau genutzt wurde, genauso wie Detlev Ellmers mit seiner auf Schiffbauholz im Mittelalter gerichteten Perspektive, da ja die Vf.in sich auf die Snekke Ortsnamen bezieht und auf die entsprechend einschlägig interpretierte Fribrodre Å Grabung und die Interpretation von Lutz Klassen eingeht.

Besonders interessant werden die Ausführungen der Autorin, wenn sie auf die Nachwirkungen der Wikinger eingeht, resp. darauf, wie viel Werbung im Kielwasser ihrer schnellen Schiffe mitsegelt. Die Autorin spannt einen weiten, aber interessanten Bogen zu den unterschiedlichen Werbeträgern und Firmen, von Bluetooth (nach dem Namensgeber Harald Blauzahn) über die Automarke Rover und den unzähligen Souvenirs hin zu den Wiking Missionen der Nasa. Auch das unsägliche Kapitel über den nordisch bestimmten Rassenwahn, besonders zur NS-Zeit, aber auch schon davor, spart die Autorin nicht aus. Hier hätte man sicherlich noch gut das Beispiel der Umbenennung des verschlafenen Fischerortes Alt Gaarz in Rerik 1938 erwähnen können und wie man die Archäologie sinnstiftend und vorbehaltlos miteinbezog. In dieser Zeit entwickelte sich auch das Reenactment, das gerade mehr und mehr eine Reminiszenz erlebt. Diese ursprüngliche Form der Rezeption wird mit hohem Grad materieller Authentizität „gelebt“, wobei die andere, der experimentellen Archäologie entlehnte, sich in der Ausübung wissenschaftlichen Fragestellungen unterwirft. Beide erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Das wird weiter auch durch entsprechende Fernsehserien (heute Staffeln genannt) stimuliert. Beide Formen haben parallel nebeneinander ihre gleichberechtigte Existenz.

Über alle diese Entwicklungen, auch musealer Art, wird der interessierte Leser stringent informiert, auch durch den gut strukturierten Text, der auf alle Fußnoten verzichtet. Mag man über das Glossar auch schmunzeln, geben die Einlassungen jedoch einen sehr überschaubaren und dennoch ausreichend umfassenden Überblick. Um tiefgehende Informationen zu bekommen, muss man sich an die Literaturliste halten, die allerdings nicht immer alle relevanten Titel enthält. Das trifft auch auf den Bereich zu, den die Schiffe einnehmen.

Die verhältnismäßig hohe Anzahl der Bilder zum Text erlauben eine kurzweilige Illustration des Duktus. Allerdings verbleiben manche Bildunterschriften derart allgemein, dass man nur rätseln kann, wo sich nun der Grabhügel befindet und welches Schiff da gerade zu Wasser gelassen wurde. Von den grundsätzlichen Kritikpunkten abgesehen ist der Autorin eine konzise, aber dennoch zugleich holistische sowie multispektrale Rezeption dieser heute noch wirkkräftigen Zeit der Wikinger und ihrer Schiffe gelungen. *M.-J. S.*

Eine Ausnahme stellt in der Schiffsarchäologie immer noch die Feststellung der genauen Identität eines Wracks dar, besonders in mittelalterlicher Perspektive. Niklas Eriksson bespricht in seinem Beitrag *Gribshunden (1495). Vraket efter ett senmedeltida kravellskepp* (in: *Marinarkeologisk tidskrift*, 1, 2016, 4–10) so einen Glücksgriff, der in der Regel monatelange Analyse und Recherchetätigkeit bedeutet. Nichts weniger als das Flaggschiff des dänischen Unionskönigs Johann I. (1455–1513), der allgemein als der Flottenbegründer Dänemarks gilt, wird den Lesern vorgestellt, ein Wrack, das bereits 2001 in den Blekingen vor Stora Ekön gefunden wurde. Im Stil der Zeit war es gleichermaßen Handels- und Kriegsschiff mit ehemals hoch aufragenden Kastellaufbauten, Kammerstücken, die man noch gegen die gegnerische Besatzung richtete etc. und dessen zerstreuten, stark bewachsenen Wrackteile Eriksson und sein Team entdeckten. Auszumachen waren noch der Vor- und Achtersteven und die Berghölzer des ehemals kraweelbeplankten Schiffes, dazu eine Vielzahl weiterer Hölzer, die Vf. anhand einer Planskizze verständlich macht, manche davon sogar reich verziert. Offen verbleibt, ob das Schiff ein Rundgatt oder bereits ein Spiegelheck führte. Analogien zur Bauweise und Form sieht Vf. zum wesentlich älter datierenden Mataro Modell aus dem beginnenden 15. Jh. und zu Konstruktionsmerkmalen, die aus dem Studium der Abbildung einer Kraek des Goldschmieds Willem de Cruce aus dem Jahre 1468 ableitbar sind. *M.-J. S.*

Louis Sicking, *Licht op het oudste scheepsmodel. Interdisciplinair onderzoek naar een raadselachtig museumstuk* (Zwolle 2017, Wbooks, 119 S.). – Im Scheepvaartmuseum (Schiffahrtmuseum) von Amsterdam befindet sich ein jahrhundertealtes Schiffsmodell, über das bisher nur ansatzweise Informationen verfügbar waren. Es war vor allem bekannt, dass es 1560 gebaut worden war, damit wäre es das älteste Modell in der Sammlung des Museums. Im Auftrag vom Scheepvaartmuseum untersuchte der Historiker Louis Sicking die Funktion und die damit verbundene Altersbestimmung und Entstehungsgeschichte dieses Schiffsmodells. In dem vorliegenden Werk berichtet er von diesem Forschungsprojekt. Das Buch ist sehr zugänglich und lässt sich in einem Zug lesen. Auf den ersten Blick fällt gleich die attraktive Formgebung

mit einer reichen Vielfalt von Abbildungen ins Auge. Die Verteilung des mit gewandter Feder geschriebenen Textes über zwei Spalten erhöht die Lesbarkeit. Der wissenschaftlichen Qualität hat das im Übrigen nicht geschadet, wie auch Endnoten und Bibliografie zeigen. Der Aufbau ist wie eine Führung entlang der verschiedenen Forschungsstationen, wobei die meisten Kapitel mit einem kurzen Interview von einem beteiligten Experten abgeschlossen werden. Diese Struktur macht den Leser stets neugierig auf die Befunde und Schlussfolgerungen.

Nach einer orientierenden Betrachtung zu Phänomen und Kategorisierung von historischen Schiffsmoellen, fängt die Spurensuche mit einer Zurückschreibung des untersuchten Modells an. 1929–1930 kaufte das Scheepvaartmuseum das Objekt vom Bayerischen Nationalmuseum an. Es erhellt, dass dieses Münchner Museum das Schiffsmoell schon länger besaß als vorher gedacht. Im 19. Jh. geraten wir allerdings in eine Sackgasse. Darauf stellt der Autor die Weichen zur komparativ-historischen Forschung. Er vergleicht die dekorativen Elemente des Modells mit denen anderer Schiffsmoelle und echten historischen Schiffe. Vor allem treten hierbei die Übereinstimmungen mit Kriegsschiffen der Habsburger Monarchie im 16. Jh. in Augenschein. Der logische nächste Schritt ist eine Interpretation des sich auf dem Schiffsrumpf befindenden Textes. Dadurch kommen treffende Ähnlichkeiten zur protestantischen Dichtkunst von sogenannten *Rederijkers* des späten 16. Jh.s ans Licht. *Rederijkers* waren Dichtergruppen, die es vor allem in Holland und Flandern gab. In diesen Kreisen sind außerdem einige Personen mit Beziehungen zu hohen Amtsträger der Habsburgischen Marine zu identifizieren, wie zum Beispiel Lucas de Heere, ein Maler und *Rederijker* aus Gent, der in Verbindung zum Vizeadmiral Adolf van Wakken stand. Wie nah wir auch mit dieser überzeugenden Analyse zu einer plausiblen Frühgeschichte des Schiffsmoells kommen, eine schlüssige Beweisführung resultiert hieraus nicht. Technische Beweise könnten die gewünschte Sicherheit bieten, so argumentiert auch der Autor.

Der nächste Teil des Buchs umfasst deshalb eine Beschreibung der äußerst ausführlichen technischen Untersuchung des Schiffsmoells. Fast alles Denkbare hat man hier versucht, von der üblichen C14-Datierung bis zur Spektalkamera, die normalerweise für forensische Zwecke eingesetzt wird. Kein Objekt der Museumssammlung ist je so ausführlich untersucht worden und auch anderswo ist dies eine Besonderheit. Das vorliegende Buch bietet darum eine Inspirationsquelle für die Möglichkeiten und Einschränkungen von technischen Forschungsmethoden bei empfindlichen historischen Gegenständen. Die Resultate dieser Studie sind jedoch weniger umfassend. Ein wichtiges Ergebnis betrifft ein Zeichen auf dem Rumpf das bisher für eine „60“ angesehen wurde und daher das Baujahr enthüllen könnte. Es hat sich

jedoch gezeigt, dass es sich um nicht mehr als einen dekorativen Kringel handelt. Des Weiteren erhellt, dass mehrere Anpassungen, wie zum Beispiel Übermalungen, an dem Schiffsmodell angebracht worden sind. Damit hat die genannte technische Erforschung des Modells eher das Gegenteil von der gewünschten Sicherheit gebracht, aber trotzdem den Weg für eine neue Interpretation der Frühgeschichte des Schiffsmodells freigemacht.

Abschließend argumentiert Sicking, das Schiffsmodell sei ursprünglich wahrscheinlich eine sogenannte Votivgabe gewesen. Solch eine Donation geschah aufgrund eines Gelübdes an Gott oder einen Heiligen. Es muss irgendwo zwischen 1550 und dem frühen 17. Jh. hergestellt worden sein. Schon bald kann es, unter dem Einfluss der Reformation und des Aufstandes der Niederländischen Gebiete gegen die Habsburgische Herrschaft, vielleicht in den Kreisen der *Rederijkers*, übermalt worden sein. Dabei änderte sich die Funktion vom Votiv zum Gedenkgegenstand. Diese Auseinandersetzungen sind alle überzeugend aber gleichzeitig unbefriedigend, da sie keine eindeutigen Antworten bieten. Basale Tatsachen so wie das Baujahr oder der Hersteller konnten leider nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Jedoch ist dieses Forschungsprojekt mit der Darstellung des Entstehungskontextes so nah wie möglich ans Ziel gekommen, wodurch wir freilich schlussfolgern können, dass der Nebel, der dieses komplexe Schiffsmodell lange Zeit umgeben hat, endlich größtenteils aufgelöst ist.

Jeroen Benders

Kunst und Kultur

Bearbeitet von *Anja Rasche*

Meister Francke Revisited. Auf den Spuren eines Hamburger Malers, hg. von Ulrike Nürnberger, Elina Räsänen und Uwe Albrecht (Edition Mare Balticum, Bd. 1, Petersberg 2017, Michael Imhof Verlag, 239 S., zahlr. Abb. im Text, 22 Farbtaf.). – Die Tagung, deren Ergebnisse im vorliegenden Band veröffentlicht werden, fand 2013 in Helsinki als „Homburger Gespräch“ statt, einer Veranstaltungsreihe, die alljährlich von der Böckler-Mare-Balticum-Stiftung abwechselnd in Deutschland oder in den baltischen Ländern bzw. im Ostseeraum organisiert wird. Ein Arbeitsgespräch in der Hamburger Kunsthalle hatte drei Jahre zuvor den Thomas-Altar von „Meister Francke“ in den Mittelpunkt gestellt und zur Planung der oben genannten Tagung geführt. Der Veranstaltungsort, das Nationalmuseum Helsinki, bot die Möglichkeit, das bedeutendste Werk des Meisters, das Barbararetabel, in Augenschein zu nehmen. Der Titel „Meister Francke revisited“ weist also darauf hin, dass ein Werk dieses Malers erneut betrachtet wird, ein Werk, das aufgrund seines Standorts nicht in gleicher Weise in der deutschen Kunstgeschichtsschreibung

präsent ist, wie der erwähnte Thomas-Altar und die beiden Tafeln mit der Darstellung des Schmerzensmanns in Leipzig und in Hamburg. Der Barbara-Altar war 1903 erworben und aus der Kirche in Kalanti an der Südwestküste Finnlands nach Helsinki überführt worden.

Schon vor der ausführlichen Einleitung zu Meister Franckes Werken und ihrer Wirkung vermittelt eine Karte eine Vorstellung vom Hanseraum im 15. Jahrhundert und gleichzeitig von den Entfernungen zwischen Hamburg und Kalanti, bzw. zwischen Kalanti und Turku, der alten Hauptstadt Finnlands mit bedeutender Kathedrale, von der vermutet wurde, Aufstellungsort des Altarretabels gewesen zu sein. Die Einleitung erscheint als einziger Text des Bandes zweisprachig auf Deutsch und Englisch. Die beiden Sprachversionen sind im zweiseitigen Layout parallel zu lesen und weisen darauf hin, dass auch einzelne Beiträge in englischer Sprache verfasst sind. Bereits im ersten Satz wird der Künstler des überschaubaren Oeuvres als sogenannter „Meister Francke“ bezeichnet. Der vertraute Name wird, wie später im Beitrag von Stephan Kemperdick erörtert, aufgrund fehlender bzw. missinterpretierter Quellen abgelehnt, ohne dass man sich auf einen neuen einigen könnte. Die Geschichte des Thomas-Altars, das wohl bekannteste Werk des Künstlers, der sich heute in der Hamburger Kunsthalle befindet, wird detailliert geschildert. Gleichzeitig liefern die Herausgeber einen Abriss der Forschungsgeschichte zu „Meister Francke“, die schließlich zur Zuschreibung der drei anderen bekannten Werke führte, dem kleinen Täfelchen mit dem Schmerzensmann, das im Museum der Bildenden Künste in Leipzig aufbewahrt wird, dem großen Halbfigurenbild des Schmerzensmannes in der Hamburger Kunsthalle und dem Barbara-Altar, den man im Museum in Helsinki bewundern kann. Des Weiteren wird in der Einleitung darauf aufmerksam gemacht, dass sich die kunsthistorische Forschung inzwischen neuen Themen zugewandt hat, den Fragen nach Identität, Heiligkeit, Sexualität und Gender. In jüngsten Veröffentlichungen konzentriert man sich auf die Historiografie und nachmittelalterliche Zeit des Barbara-Retabels. Die Tagung bot also Gelegenheit, die unterschiedlichen Thesen zum Meister und seinem Werk kritisch zu hinterfragen und sich mit ihnen direkt vor dem Barbararetabel erneut auseinanderzusetzen. Die Ergebnisse konnten auch die Untersuchung von Martina Sitt, die auf der Tagung referierte und kurz danach ihre Abhandlung über *Glanzstücke eines Meisters, der nicht Francke hieß. Beobachtungen zur Malerei des Thomas-Altars* (mit einem Beitrag von Stephan Kemperdick: Handwerker, Wandermönch, Gelehrter. „Meister Francke“ zwischen Phantasie und Wirklichkeit, Hamburg 2014, 115–126) veröffentlichte, berücksichtigen.

Die Beiträge werden jeweils zu Beginn von einer ganzseitigen Abbildung geschmückt, die im Zusammenhang des sich anschließenden Textes zu sehen ist. Man nähert sich sozusagen aus der Entfernung dem Thema: Zunächst

stellt Gerhard Weilandt die Frage, ob es sich beim Ostseeraum um eine „einheitliche Kunstregion oder ein vielschichtiges Netzwerk“ gehandelt habe. Da die angrenzenden Gebiete offen für den Austausch in die und mit den benachbarten Regionen waren, erweist es sich als wenig sinnvoll, sich auf die Städte in Küstennähe zu konzentrieren. „Ein formales Merkmal der Kunstproduktion oder gar mehrere solcher Merkmale, die allen Ostseestädten und gleichzeitig nur ihnen eigen waren, sind kaum zu bestimmen.“ (39–40) Und weiter: „Die Vorstellung von einem einheitlichen Kunstraum ist nicht aufrecht zu halten, wir haben es mit einem Städteverbund zu tun, der als Netzwerk von größeren und kleineren Zentren in Erscheinung tritt.“ (41) Mit diesem Städteverbund meint er natürlich die Hansestädte, die ja durchaus nicht alle an der Ostsee lagen. Weilandt spricht von „Transferkultur“ und präzisiert: „Der Handel mit Kunst und der Austausch künstlerischer Ideen war zwischen den Hansestädten derart intensiv, dass der Transfer elementar zu dieser Kultur gehörte.“ (42) Stephan Kemperdick führt ins Zentrum der Debatte. Er überprüft die Quellen, die dazu geführt haben, dass die vier benannten Werke einem Meister Francke zugeschrieben wurden, und macht klar, dass die Schlüsse, die aus ihnen gezogen wurden, leicht widerlegbar, keinesfalls zutreffend und eher das Ergebnis von vorschnellen Annahmen und Wunschvorstellungen sind. Seine eigenen Recherchen führen zu einem ganz anderen Ergebnis: Conrad von Vechta könnte der Künstler gewesen sein, der bislang „Meister Francke“ genannt wurde. Kemperdick führt dafür sowohl auf Quellen basierende als auch stilkritische Überlegungen an. Nichtsdestotrotz halten alle Autoren des Bandes an der üblichen Namensgebung „Meister Francke“ fest.

Die Geschichte des Barbara-Retabels/Kalanti Altarpiece, seine Wege und sein Umfeld im mittelalterlichen Finnland werden von Elina Räsänen und Markus Hiekkänen untersucht. Sie untermauern ihre These, dass das Werk von der lokalen adligen und wohlhabenden Gesellschaft und der leitenden Geistlichkeit der Diözese erworben wurde. Dafür spricht einerseits die Datierung der Kirche in die 1430er Jahre, andererseits die Darstellung der Patrone und der ikonografische Zusammenhang mit der übrigen Ausstattung der Kirche in Kalanti. Weit über die Ikonografie hinaus gehen Elina Räsänens Betrachtungen der bildlichen Kommunikation auf den Tafeln des Barbara-Retabels hinsichtlich der Gesten und Haltungen der dargestellten Personen. Ihre Beobachtungen öffnen dem Leser die Augen für Details, die erheblich zur Aussage und zum Verständnis der Bilder beitragen.

Ulrike Nürnberger stellt die beiden Tafelbilder mit der Darstellung des Schmerzensmanns vor. Dafür rekapituliert sie erneut die Argumentationskette, die zur Zuschreibung der Werke an „Meister Francke“ führte. Sie stellt die stilistischen und ikonografischen Unterschiede der beiden Tafeln

heraus, die wohl auf ihre unterschiedliche Funktion zurückzuführen sind. Für die Datierung der Leipziger Tafel schließt sie sich dem dendrochronologisch gewonnenen Befund an, der einen Entstehungszeitpunkt kurz vor 1400 wahrscheinlich macht. Obwohl sie auch technologische Überlegungen anstellt, fehlt der Hinweis auf die Tatsache, dass es sich sowohl bei der Darstellung des prächtigen Tuchs, das von den beiden Engeln mit Lilie und Schwert auf der Hamburger Tafel vor dem Leib Christi gehalten wird, um einen der frühesten Pressbrokate handelt, und dass Metallapplikationen in den Rahmenprofilen in Lübecker Altären durchaus üblich waren, wenn auch erst kurze Zeit später. Zwar scheint „Meister Francke“ mit diesen Innovationen kaum Nachfolger beeinflusst zu haben, aber es kann wohl konstatiert werden, dass an seinen Werken eine gewisse Offenheit gegenüber technologischen Neuerungen zu beobachten ist.

Krista Andreson versucht, den geschnitzten Marienzyklus des Kalanti-Retabels in die überlieferte Retabelproduktion des Ostseeraums einzuordnen. Sie zählt die in Frage kommenden Vergleichsstücke auf und weist darauf hin, dass neben den Einflüssen aus Lübeck auch solche aus Niedersachsen und vor allem Westfalen eine Rolle gespielt haben könnten. Leider waren ihr offensichtlich die drei Reliefs der Verkündigung, Heimsuchung und Beschneidung nicht bekannt, die in Bremen im Roseliushaus aufbewahrt werden (Reinhard Karrenbrock (Bearb.): *Gerettete Originalität: Mittelalterliche Bildwerke aus dem Museum im Roselius-Haus, Die Sammlungen des Museums im Roselius-Haus, Bremen 1999, Kat. Nr. 3, 24–31*). Sowohl in Komposition, im Faltenstil und in Kostümdetails scheint die Verwandtschaft unübersehbar. Dendrochronologisch wurden die Reliefs ins Jahr 1401 datiert. Damit wären sie als Vorläufer der Bildwerke im Kalanti-Altar zu betrachten. Deren Beurteilung wird aufgrund ihres allgemeinen Zustands erschwert: Die übermalte Oberfläche, die neuzeitlichen Hintergründe (die originalen Hintergründe der Flügelreliefs sind auf Abb. 4 im Beitrag von Silvia Castro, 166, zu sehen) und die Ergänzung verlorener Engelsflügel in vereinfachter Form beeinträchtigen den optischen Eindruck erheblich, und es wäre interessant zu erfahren, warum die Abnahme der Übermalungen auf den Reliefs nur partiell erfolgte.

Eine Abbildung mit wunderbaren, fast rührenden Details leitet den Aufsatz von Reinhard Karrenbrock ein. Er beschäftigt sich nicht nur mit dem schon früh erkannten Bezug zwischen der Anbetung des Kindes auf dem Steinretabel aus der Dominikanerkirche in Osnabrück zur Darstellung desselben Themas bei Meister Francke. Beide gehen in ihrer Darstellungsform auf die Visionen der Hl. Birgitta zurück: Maria kniet vor dem auf dem Boden liegenden nackten Kind, das von einem Strahlenkranz umgeben ist. Hinzu kommen Ochse und Esel und zahlreiche Engel. Das Sandsteinrelief,

das sich heute in Schleddehausen bei Osnabrück befindet, diente wohl als Retabel des Dreikönigsaltars in der mittelalterlichen Dominikanerkirche, der vermutlich vom bedeutenden Kramer-Amt unterhalten wurde. Karrenbrock stellt mithilfe von vergleichbaren Details Zusammenhänge sowohl zu anderen Steinretabeln und Skulpturen her als auch zur Malerei um Conrad von Soest. Sein Ziel war es „das Relief in Schleddehausen, das bislang stets im Zusammenhang mit dem Relief Meister Franckes in Kalanti gesehen wurde, aus dieser eingeengten Sichtweise zu lösen und es stattdessen in seinem bildhauerischen Umfeld genauer zu charakterisieren und zu verorten“ (135). „[Es] kann einer westfälischen Bildhauerwerkstatt zugeschrieben werden, deren Arbeiten sich [...] wohl auch in Lübeck finden lassen[...]... Das Osnabrücker Relief [...] dürfte nach den Visionen der Hl. Birgitta entstanden sein – sicherlich vor oder möglicherweise zeitgleich mit den Reliefs des Retabels aus Kalanti, nicht aber in dessen Umfeld oder Nachfolge.“ (135) Uwe Albrecht beschreibt die Arbeitsgänge, die notwendig waren, bevor Bildschnitzer und Maler tätig wurden. Darüber hinaus wendet er sich der Mikroarchitektur zu, die zur „Auszeichnung und Überhöhung des Dargestellten“ diente (145). Der Vergleich ihrer Formensprache mit der am ehemaligen Hochaltarretabel der Lübecker Jakobikirche und den Baldachinen der Predella des Hochaltarretabels aus St. Marien unterstützen eine relative Spätdatierung des Barbararetabels. Nachdem das Kalanti-Retabel vom heutigen Finnischen Nationalmuseum erworben worden war, setzten die Bemühungen ein, seinen Zustand zu verbessern und für seine langfristige Erhaltung zu sorgen. Henni Reijonen schildert die Maßnahmen, die in den Jahren 1922 bis 1925 ergriffen wurden, und illustriert ihren Bericht mit den Fotografien, die während der damaligen Restaurierungsmaßnahmen in der Hamburger Kunsthalle entstanden. Den Abschluss des Bandes steuert Silvia Castro bei, die den Lesern kunsttechnologische Einblicke in die Arbeitsweise des Meisters gewährt. Ihre Untersuchungsergebnisse am Thomasretabel werden verglichen mit denen, die an den beiden Schmerzensmann-Tafeln gewonnen werden konnten, wie auch mit denen vom Barbararetabel, das sie in Helsinki im Jahre 2014 untersucht hat. Sie kann zeigen, dass die Maltechnik des Meisters im Wesentlichen den üblichen Arbeitsweisen folgt. Als Anhang werden die Applikationstechnik der Blattmetallaufgaben, die Werkzeugformen für die plastische Blattmetallgestaltung sowie die Entzifferung der Inschriften in den Nischen auf dem Thomas-Altar tabellarisch dargestellt. Den letzten Teil des Bandes bildet die fotografische Dokumentation des Werkes „Meister Franckes“, beginnend mit allen Tafeln des Thomas-Altars, dann folgt der Skulpturenschrein des Kalanti-Altars, die gemalten Flügel mit der Barbara-Vita, deren einzelne Szenen sich anschließen. Der Bildteil endet mit den beiden Tafeln mit der Darstellung Christi als Schmerzensmann.

Insgesamt stellt der Tagungsband „Meister Francke Revisited“ einen bemerkenswerten Fortschritt in der Francke-Forschung dar und beeindruckt darüber hinaus durch seine großzügige Ausstattung. Allerdings würde man sich wünschen, wie so oft bei Tagungsbänden, dass sich die Autoren vor der Drucklegung noch einmal getroffen hätten, um ihre Ergebnisse im Sinne einer interdisziplinären Zusammenarbeit miteinander zu diskutieren.

Charlotte Klack-Eitzen

From Conservation to Interpretation. Studies of Religious Art (c. 1100–c. 1800) in Northern and Central Europe in honour of Peter Tångeberg, hg. von Justin Kroesen, Ebbe Nyborg und Marie Louise Sauerberg (Art & Religion, 7, Leuven 2017, Peeters Publishers, 366 S., 214 Farb- und 30 s/w-Abb.). – Anlässlich des 75. Geburtstages Peter Tångeborgs entstand ein sehr persönlicher Band mit Beiträgen von Freunden und Kollegen, die die Vielfältigkeit seines nun schon fünf Dekaden währenden Arbeitslebens veranschaulichen. So lange schon erforscht Tångeberg kontinuierlich die christliche Kunst, hauptsächlich die Skandinaviens und Mitteleuropas der beeindruckenden Zeitspanne von 1100–1800 und hat sich um diese als Konservator und als Kunsthistoriker verdient gemacht. Peter Tångeberg ist somit besonders all jenen, sich mit mittelalterlicher Skulptur des nördlichen Europas beschäftigenden Kunsthistorikerinnen und Kunsthistorikern, eine Größe. Die an das Ende des Bandes gesetzte Bibliographie (359–366) seiner Publikationen aus den Jahren 1965 bis 2014 demonstriert auf beeindruckende Weise die Kontinuität und die Themenvielfalt der wissenschaftlichen Arbeit Peter Tångeborgs.

Auch wenn der Band mit der Vorstellung Tångeborgs mit dem Titel „Peter Tångeberg – Conservator and Art Historian“ eingeleitet wird, und der Leser nun primär Ausführungen zum Wissenschaftler Tångeberg erwartet, so eröffnet Ebbe Nyborg doch erst einmal mit einem sehr persönlichen, ja freundschaftlichen Blick auf den Jubilar: Ein im August 2015 von Justin Kroesen aufgenommenes Foto zeigt den in die Kamera lächelnden Tångeberg auf einer Holzbank sitzend, entspannt mit Zigarette und Kaffeebecher im Sommerwind. Nachfolgend beschreibt Nyborg dann die Faszination, welche die mittelalterliche Skulptur bereits auf den jugendlichen Tångeberg ausübte, wie außerordentlich prägend ein mehrjähriger Aufenthalt in Deutschland war, wo er sich zum Restaurator ausbilden ließ. Nyborg benennt die wichtigsten Publikationen Tångeborgs, die dessen fachlichen Werdegang nachvollziehbar machen. Nach dieser Einleitung zur Person ist der Band im weiteren Verlauf in drei große Teile gegliedert: High Middle Ages, The Late Middle Ages, The Early Modern Period, wobei dem Hochmittelalter fünf, dem Spätmittelalter vier und der Frühen Neuzeit drei Aufsätze gewidmet sind. Die Autoren stammen aus

Dänemark, Schweden, Deutschland, Norwegen, Polen und Großbritannien; sie sind Kunsthistoriker, Restauratoren und Archäologen.

Håkan Lindberg (11–21) berichtet anschaulich über die technischen Aspekte der 2012–2013 durchgeführten Restaurierung der polychrom gefassten und um 1160–1170 entstandenen *Viklau Madonna*, die sich heute im Historiska Museet in Stockholm befindet. Markus Hörsch (23–55) thematisiert Dekor, Funktion und Ikonographie der *Goldenen Pforte* an der Freiburger Liebfrauenkirche und erörtert die Frage, ob es sich bei ihr ursprünglich um das versetzte Westportal der Liebfrauenkirche gehandelt haben könnte. Katja Kollandsrud (57–81) ergründet anhand der in Norwegen und Schweden zahlreich überlieferten polychromen Skulpturen aus dem 12. und 13. Jh. den Symbolgehalt von Farbe und Licht. Ebbe Nyborg (83–106) trägt Betrachtungen zur polychromen und ursprünglich aus dem südlichen Zeeland stammenden *Næstved Madonna* sowie zu Zusammenspiel, Organisation und Arbeitsteilung innerhalb einer Werkstatt zwischen Meister und Mitarbeitern im 13. Jh. bei. Einen Beitrag zur Polychromie auf der britischen Insel liefern Marie Louise Sauerberg, Helen Howard und Warwick Rodwell (107–135). Sie untersuchen ein ca. 24 cm kleines Fragment eines Möbelstückes aus der Kathedrale in Wells (Somerset). Dabei handelt es sich um eine aus Basis, Schaft und Kapitell bestehende und aus einem Stück, um 1260–1270 geschaffene Halbsäule. Detlef Witt (139–171) erörtert Beispiele sakraler Kunst um 1400 im nördlichen Vorpommern anhand der wohl um 1410–1420 entstandenen *Junge-Madonna* in der Stralsunder Nikolaikirche, über die bereits auch Peter Tångeberg gearbeitet hatte, ebenso wie zu der 1945 verschollenen *Thorner Madonna*, Stralsunder Wandmalereien, Tafelmalereien und Holzschnitzereien. Ebenso widmet sich Peter Knüvener (173–216) einem Thema, mit dem sich Peter Tångeberg auch schon eingehend beschäftigt hatte. So bespricht Knüvener detailliert und mit zahlreichen Bildbeispielen die seit dem hohen Mittelalter bekannten Applikationen aus Weissmetall an den 1400–1450 entstandenen Altarretabeln in Mittel- und Norddeutschland. Justin E. A. Kroesen (217–258) macht sich auf die Spurensuche nach dem Tabernakelschrein, einer niederländischen Sonderfiguration in der spätmittelalterlichen Altarausstattung, dessen Ursprung Peter Tångeberg bereits 1986 in das 12. Jh. verortet hatte. Stefan Roller und Harald Theiss (259–282) nehmen sich eine Figur der *Maria Lactans*, einer Kleinskulptur von Michel Erhart an, und führen aus, dass die Ulmer Bildschnitzer für eine hochgebildete Klientel hervorragende Kleinskulpturen als Andachtsbilder produzierten.

Agnieszka Gaşior (285–304) beschäftigt sich eingehend mit der Rezeptionsgeschichte des Gemäldes *Gastmahl des Herodes und die Entthauptung Johannes des Täufers* vom schlesischen Maler Bartholomäus Strobel

d. J. aus den Jahren 1630–1633 und thematisiert anhand dessen das noch immer in der Kunstgeschichtsforschung herrschende Vorurteil von der Rückständigkeit bzw. Inferiorität östlicher Kunsterzeugnisse. Anhand der Entstehungsgeschichte polychromer Altäre aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz beschreibt Mark Richter (305–338) die Werkstatt- und Arbeitsbedingungen der Künstler im 17. Jh. und betont abschließend, dass die Grenzen zwischen den einzelnen Arbeitsschritten und Spezialisierungen (noch) nicht genug erforscht seien.

Der ansprechend und mit zahlreichen Farbbildungen gestaltete Band schließt mit Unn Plahters (339–357) Beitrag zur Polychromie des noch auf seiner Jungfernfahrt im August 1628 gesunkenen königlichen Kriegsschiffes *Wasa*, dessen Wrack erst nach über 300 Jahren aus der Stockholmer Bucht gehoben werden sollte. Damit knüpft auch Plahter an das Wirken Peter Tångebergs an, hatte Tångeberg doch über mehrere Jahre die Restaurierung der *Wasa* geleitet und bei der Rekonstruktion der ursprünglichen Farbgebung des Schiffes mit seinem figurenreichen Schmuck Parallelen und technische Übereinstimmungen zur polychromen Gestaltung sakraler Kunstwerke festgestellt.

Lioba Schollmeyer

Martin Wangsgaard Jürgensen, *Ritual and Art across the Danish Reformation. Changing Interiors of Village Churches, 1450–1600* (Ritus et Artes, Bd. 6, ed. by N. H. Petersen, Turnhout 2018, Brepols Publishers, 586 S., 17 Farb- und 168 s/w-Abb.). – Als Archäologe des Mittelalters mit deutlicher Ausrichtung zur Kulturgeschichte forschte Martin Wangsgaard Jürgensen am Zentrum für Kulturerbe und Rituale des Mittelalters am Institut für Kirchengeschichte der Theologischen Fakultät in Kopenhagen. 2011 wurde er mit seiner Dissertation *Ritual and Art across the Danish Reformation* promoviert. Beinahe folgerichtig wirkte er danach an zwei verschiedenen Postdoc-Projekten über den Heiligenkult und die lutherische Reformation im Norden. Seit 2012 ist Martin Wangsgaard Jürgensen Redakteur bei der Korpus-Publikation *Danmarks Kirker*. Bekannt sind seine Arbeiten zur Andachtskultur auf beiden Seiten der Reformation, zum Heiligenkult und zur kirchlich materiellen Kultur in der Schnittfläche von Kunstgeschichte, Theologie und Geschichte (Wangsgaard, *Image, Time and Ritual. The Motif of the Last Supper in Lutheran Churches* (2013) und *Between New Ideals and Conservatism. The Early Lutheran Church Interior in Sixteenth-Century Denmark* (2017)).

Die Druckversion seiner Dissertation wurde lange erwartet. In diesem Jahr erschien sie bei Brepols Publishers als sechster Band in der Reihe *Ritus et Artes*, die vom Kopenhagener Kirchenhistoriker und Jürgensens Doktorvater Nils Holger Petersen herausgegeben wird. Um es gleich am Anfang zu sagen: Es ist ein sehr handlicher und überaus schöner Band

mit 168 Abbildungen, reichem Kartenwerk, ausführlichem Index und Literaturverzeichnis. Zur Einführung und zur besseren Orientierung breitet er Untersuchungsgebiet und -gegenstand anhand von 17 Karten aus, die das heutige Staatsgebiet Dänemarks umfassen (mit Bornholm, ohne aber Südjütland, Fehmarn, Schonen, Halland, Blekinge und Gotland). Auf diesen sind die verschiedenen Landkirchen (-typen) mit ihren Ausstattungen verzeichnet sowie Pfarrstellen und Sitze der Priester zwischen 1450–1600 und zum Teil bis 1650 (zur besseren Lesbarkeit finden sich diese Karten ebenfalls auf der Homepage von Brepols, wo sie nach Belieben vergrößert werden können). Vor seinem ausführlichen Forschungsüberblick zur sakralen Architektur und Bildkunst des späten Mittelalters in Dänemark beschäftigen Wangsgaard Jürgensen zwei grundsätzliche Fragen: Erstens: Wie sahen die Kirchen um die Mitte des 15. Jh.s aus? Und zweitens: Auf welche Weise veränderten sie sich bis etwa ins Jahr 1600? (8–9), um dann in einem zweiten Schritt zu sehen, wie die Kirche von ihren Nutzern wahrgenommen und erfahren wurde, was verändert wurde und warum. Wangsgaard Jürgensen entfaltet seine Untersuchung entsprechend strukturiert, jenen zwei Fragenkomplexen folgend, in einer Bestandsanalyse sowie der eigentlichen Diskussion, die auf insgesamt zwölf Kapitel aufgeteilt sind. Im ersten Teil analysiert er seinen Untersuchungsgegenstand in seinen einzelnen konstitutiven Einzelkompartimenten: 1. den Kirchenraum (29–62), 2. Wandmalerei (63–80) sowie 3. Ausstattungen wie etwa Altäre und Altardekorationen, Hochaltäre, Seitenaltäre, Heilig-Kreuz- und Corpus-Christi-Altäre, Altarretabel und Skulpturen, Antependien und andere (81–103). Der zweite Teil dieses dritten Kapitels behandelt nachreformatorische Kirchen- und insbesondere Altarausstattungen, neugeschaffene wie etwa die berühmten Schriftaltäre von Svindinge (1578) oder Sigersted (1596); veränderte und weitergenutzte Tauffünten, Kanzeln, Schranken, Emporen, Gestühle oder Triumphkreuze. Auf ihre spätmittelalterlichen Bildprogramme, Ornamente und Staffagen geht er dabei ebenso ein, wie auf ihre beibehaltenen oder veränderten Standorte, Bedeutungen und Funktionen gerade an der Schwelle zur Reformation bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts (103–205). Es ist interessant zu sehen, wie viele Gegenstände und Bilder mittelalterlicher Ausstattungen der Landkirchen Dänemarks wie etwa in Holmstrup, Gudme oder Skamstrup unverändert erhalten, in Gebrauch geblieben und über die Jahrhunderte in neue liturgische und damit funktionale Kontexte integriert und mit Neuem kombiniert wurden (Zur ‚Lutherdommens bevarende makt‘ s. vor allem Kroesen, *Fra avlatshandel til folkekirke* (2017).

Um seine Frage zu beantworten, auf welche Weise sich Kirchen mit ihren Ausstattungen physisch ändern konnten (8), untersucht Wangsgaard Jürgensen in seinem 2. Teil eben diese Beziehungsgeflechte aus Liturgie, konfessioneller

Deutung und Funktion, die diese Veränderungen ausgelöst hatten (209–534). Er unternimmt geradezu einen methodischen Spagat zwischen liturgiegeschichtlichen Ansätzen der Visualisierung und Bildtheologie (281–384) und seiner kunst- wie kulturgeschichtlich komparativen Prozessebene (423–512), der zu erstaunlichen Ergebnissen führt. Ohne diese im Einzelnen vorwegzunehmen: Seine entscheidende Erkenntnis bringt Vf. am Schluss auf den Punkt, indem er schreibt: „The effect of the reformation process, however, is unquestionable and manifest in all parts of society as a crucial impact on the basic framework in which it operated. When taking our point of departure in the churches and their use, we see that the Reformation appears as a slowly evolving phenomenon. Theological writing and ideas developed with haste and vigour from the early 1520s and continued to do so throughout the century, but within the churches these new ideas took time to settle and become apparent, or indeed to become fully formulated notions of a proper ‘Lutheran’ church space” (538).

Mit einem Befund dieser Qualität stellt Vf. den Anschluss an die Reformationsgeschichtsforschung Europas im Ganzen her. Er belegt mit seiner Studie, wie eng darin ideen-, liturgie- und kirchengeschichtliche Zusammenhänge im Kontext und in der relativen Eigendynamik reformatorischer Entwicklungen in diesem weiter gefassten Verbreitungsgebiet der lutherischen Reformation zu sehen sind. Insbesondere würdigt er den Anteil der Reformatoren, allen voran den des Johannes Bugenhagen als Accelerator und theologischem Multiplikator, der bekanntlich die Kirchenverhältnisse Dänemarks entscheidend mitprägte (25, 133, 478, 528, vgl. dazu H. Holze, *Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg*, 1999; O. P. Grell, *Die Kirchenpolitik der Reformationskönige Friedrich I. und Christian III.*, 2010). So bettet er seinen Gegenstand, die Kirchen Dänemarks mit ihren Ausstattungen, in diese Art lutherischer Wirkungsgeografie ein und setzt ihn damit auch in jenen (wirtschafts-)politischen und zugleich soziokulturellen Raum (zum Einfluss deutscher Einwanderer und Kaufleute sowie die frühen Verbindungen Christians II. nach Wittenberg als „europäischer Ausnahmefall“, (U. Rublack *Die Reformation in Europa*. 2003, 129), der auf einem viel weiter gespannten Netzwerk an lutherisch geprägten Theologen, Landesherren aber auch Kaufleuten und Handwerkern Nordeuropas, auch der Hansestädte basiert, als es zumindest für die Kirchen Dänemarks bislang angenommen wurde. *Burkhard Kunkel*

Museen im Nationalsozialismus. Akteure – Orte – Politik, hg. von Tanja Baensch, Kristina Kratz-Kessemeier und Dorothee Wimmer (Köln 2016, Böhlau Verlag, 320 S., 103 s/w-Abb.). – Für die Erforschung der Kunst und Kultur des Hanseraums ist die Kenntnis um dessen Vereinnahmung in der Zeit des Nationalsozialismus eine notwendige Voraussetzung

für die kritische Auseinandersetzung mit der älteren, ab 1933 erschienenen Forschungsliteratur. Da sich viele ihrer Untersuchungsgegenstände in Museumssammlungen befinden, stellt sich zudem die Frage, welche Rolle Museen als Vermittler ideologisch-politischer Inhalte während des „Dritten Reiches“ spielten. Einen ersten Überblick hierzu bieten die Beiträge des 2013 veranstalteten Symposiums der Richard Schöne Gesellschaft für Museumsgeschichte und des Deutschen Historischen Museums Berlin. Der Tagungsband ist in fünf Abschnitte gegliedert. Dem Thema „Museumspolitik“ folgen die Bereiche „Akteure im Museum“ und „Ausstellung, Propaganda, Publikum“. Abschließend werden die „Kunst und Ideologie“ sowie „Symbolorte“ in den Blick genommen. In Einzelbeispielen und Fallstudien beschäftigen sich die Autoren mit Museen, verantwortlichen Personen und Institutionen in den deutschen Regionen und den von Deutschland okkupierten Ländern. Dass die Erforschung der Museumsgeschichte für die Zeit des Nationalsozialismus erst am Anfang steht, erläutert Tanja Baensch in ihrer *Einführung*. Während sich Kunstmuseen im Hinblick auf das Thema „Entartete Kunst“ schon länger mit ihrer eigenen Geschichte auseinandersetzen, gilt dies für andere Museumstypen erst nach 1989, nachdem die Zugänglichkeit der Archive in Ostdeutschland und Osteuropa umfänglichere Arbeiten zum Thema ermöglichten. Zeitgleich begann sich die Museumsgeschichte als eigene Disziplin zu etablieren.

Das Bild, das die Autoren von der Museumspolitik zeichnen, ist sehr differenziert, eine stringente Strategie vonseiten des NS-Regimes scheint es nicht gegeben zu haben. Kristina Kratz-Kessemeier (23–44) beschäftigt sich mit der Rolle des Deutschen Museumsbundes im „Dritten Reich“ und analysiert die Aktivitäten seiner Mitglieder zwischen ideologischer Anpassung an die Politik des NS-Regimes und unabhängiger Professionalität. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Petra Winter (45–60) in ihrer Untersuchung zu der vom Reichserziehungsministerium veranstalteten ersten (und einzigen) Tagung deutscher Museumsdirektoren im Jahr 1937, die zu Protesten gegen eine zu große ideologische Einflussnahme auf die fachliche Arbeit der Museen führte. Gegen eine grundsätzliche Zusammenarbeit mit dem NS-Regime stellten die Museen sich jedoch nicht. Am Beispiel der Berliner Museen führen Hans Georg Hiller von Gaertringen und Katrin Hiller von Gaertringen (99–114) aus, dass es vonseiten des NS-Regimes keinen übergeordneten Museumsplan für die Reichshauptstadt Berlin gab, sich konkrete Ideen für eine neue Museumspolitik nicht nachweisen lassen. Museumsneugründungen von staatlicher Seite erfolgten nicht. Auf die Selbstinszenierung deutscher Museen auf der Pariser Weltausstellung 1937 geht Christina Kott (61–82) ein. In ihrem informativen Beitrag erläutert sie detailliert die Vermittlungsstrategien der Museen, denen ein eigener,

wohl von Niels von Holst als Mitarbeiter des Außenamts der Staatlichen Museen zu Berlin konzipierter Raum zur Verfügung gestellt wurde. Moderne Präsentationsmethoden, u. a. der Einsatz von Kulturfilmern, wurden für ideologische Zwecke eingesetzt. Von den dargestellten deutschen Museen waren Historische Museen nur in ihren aktuellen Bezügen zur nationalsozialistischen Gegenwart von Interesse und das Heimatmuseum wurde als neuer Museumstypus, sogar als nationalsozialistische Neuschöpfung, präsentiert. Zu einem aufschlussreichen Vergleich mit der Museumspolitik des faschistischen Italien lädt der Beitrag von Marta Nezzo (83–98) ein.

Wie schnell die ideologische Indienstnahme und Verstrickung vieler Museumsleute nach 1945 vergessen war und wie viele Akteure im Museum ihre Arbeit nahtlos fortsetzten, zeigen Einzelbeispiele zu Museen in Lüneburg und Wien. Faktenreich erläutert Ulfert Tschirner (115–128) die Museumsarbeit des Historikers Wilhelm Reinecke und des jungen Prähistorikers Gerhard Körner im Lüneburger Museum, das nach 1937 immer stärker in die kulturpolitische Propagandaarbeit des NS-Staates eingebunden war und sich als Heimatmuseum im Sinne der NS-Ideologie verstand. Als Museumsleiter widersetzten sich Reinecke und Körner trotz gewisser Handlungsspielräume dieser Vereinnahmung nicht. Tschirner betont zu Recht, dass die Geschichte gerade der regionalen, auch für die Forschung zur Hanse wichtigen Kulturgeschichtsmuseen noch nicht untersucht ist. Auf die Verstrickung einer bisher weniger im Fokus stehenden Gruppe von Museumsmitarbeitern geht Morwenna Blewett (147–160) ein. Sie analysiert die Arbeit von Restauratoren im Zusammenhang mit den Kunstraubzügen der Nationalsozialisten.

Im Abschnitt „Ausstellung, Propaganda, Publikum“ ist besonders der Beitrag von Isabel Röskau-Rydel (191–202) hervorzuheben. Röskau-Rydel untersucht die NS-Kulturpolitik und den Kunstraub in den Museen, Kirchen und Sammlungen im besetzten Krakau. Mit Kunstmuseen beschäftigen sich die Aufsätze im Kapitel „Kunst und Ideologie“ in Fallbeispielen zu Sammlungen in Würzburg (235–244), Breslau (245–262) und Zagreb (263–276).

Während der Zeit des Nationalsozialismus gewannen ur- und frühgeschichtliche Museen, regionale Museen und Militärmuseen als Orte der Volksaufklärung im Sinne der NS-Ideologie an Bedeutung, wie Aufsätze zum Berliner Zeughaus (Thomas Weißbrich, 277–292), zum Lippischen Landesmuseum in Detmold (Uta Halle, 307–322) und zu den archäologischen Museen in Carnac und Vannes in der besetzten Bretagne (Reena Perschke, 323–338) zeigen. Germanenkult, Rassenideologie, Wehrhaftigkeit und Heimat wurden zu Kernthemen der Museen. Den faktenreichen Tagungsband, der viele neue Detailinformationen zum Thema bietet, ergänzt ein umfangreicher Anhang mit einem Personenregister, einem Verzeichnis der Quellen in relevanten Archiven und einer Liste gedruckter Quellen bis 1945. Auch wenn sich in den

einzelnen Ausführungen kein direkter Bezug zur Hanse herstellen lässt, lohnt die Lektüre, vor allem vor dem Hintergrund der nicht nur für die Kunstgeschichte relevanten Vereinnahmung der norddeutschen Kunst im Hanseraum durch die nationalsozialistische Ideologie. *Kerstin Petermann*

Kunstgeschichte in den besetzten Gebieten (1939–1945), hg. von Magdalena Bushart, Agnieszka Gašior und Alena Janatková (Brüche und Kontinuitäten. Forschungen zu Kunst und Kunstgeschichte im Nationalsozialismus, Bd. 2, hg. von Magdalena Bushart und Christian Fuhrmeister, Köln 2016, Böhlau Verlag, 327 S., 36 s/w-Abb.). – Die Geschichte der Hanse gemeinsam mit internationalen Kollegen in ihren Verflechtungen zu untersuchen, setzt besondere Aufmerksamkeit für die Wissenschaftsgeschichte voraus, auch wenn es als deutscher Wissenschaftler nicht immer angenehm ist, sich der Tradition der deutschen Forschung zu stellen. Insbesondere die Kunstgeschichte firmiert häufig als vermeintlich unpolitische Disziplin, was in einer Traditionslinie mit den Rechtfertigungsstrategien nach Ende des „Dritten Reiches“ steht. Doch die historischen Gegebenheiten sind ganz und gar andere: Die Geisteswissenschaften lieferten und verbreiteten das Postulat der kulturellen Hegemonie des deutschen Volkes, welches die nationalsozialistische Expansionspolitik zu legitimieren versuchte. Argumente und publizistische Verbreitung, Indoktrination und die systematische Forschung unter dem Primat der angeblichen deutschen „geschichtlichen Größe“, „die sich in den Werken der Kunst manifestiere“, so die Mission Wilhelm Pinders, eines der führenden deutschen Kunsthistoriker im Nationalsozialismus und Ordinarius in Berlin, lieferten die Kunsthistoriker ohne äußeren Zwang. War die Kunstgeschichte bis dahin international ausgerichtet, wurde diese nun zu einer Disziplin, die rein national argumentierte und einen angeblichen germanischen Wirkungsraum auf ein Gebiet von Norwegen bis zu den südlichen Ausläufern der Alpen behauptete, den „Volksraum“ noch um einen sogenannten „Kulturbodenraum“ erweiterte. An die Stelle von Modellen von Austausch und Vernetzung trat die postulierte „deutsche Größe“ (wie auch in der gleichnamigen Wanderausstellung, die während des Krieges gezeigt wurde), die so groß sei, dass sie alle Länder Europas kulturell geprägt habe, nach Osten wie nach Norden. „In beide Richtungen ergoß sich überströmende Volkskraft in gebendem Kunstschaffen. Doch nach Osten ging echte Eroberung auf fremdem Boden, nach Norden gebende Ausbreitung aufgrund echter Verwandtschaft.“ (Zitat von Wilhelm Pinder nach Bushart, 191) Auswirkungen dieser, mit aller Macht und modernsten Mitteln verbreiteten chauvinistischen Auffassungen sind bis heute spürbar, z. B. in der maßlosen Überschätzung des angeblich überragenden Hansekünstlers Bernt Notke, in Alfred Stanges in Ermangelung einer Alternative noch immer als Standard-

werk genutzten mehrbändigen Reihe „Malerei der Gotik“, aber auch in der Überlieferungssituation des Kulturerbes der besetzten Länder: So wurden beispielsweise massenhaft Glocken zur Förderung der Kriegswirtschaft des Deutschen Reiches abtransportiert und eingeschmolzen, die Bau- und Kunstdenkmäler Warschaus 1944 zu 80 % aufgrund eines persönlichen Befehls Adolf Hitlers als Vergeltungsmaßnahme zerstört. Noch schwerer wiegen die systematischen Angriffe auf die Führungs- und Bildungsschicht in den besetzten Ländern, die die Entwicklung auch der dortigen kunsthistorischen Wissenschaft nachhaltig erschwert haben und bis heute anhaltende, wenn auch nicht immer offensichtliche Gegenreaktionen und Ressentiments erklären. Es hat bis in die 1990er Jahre gedauert, bis die kritische Reflexion der kunsthistorischen Wissenschaftsgeschichte überhaupt einsetzte, inzwischen liegen zahlreiche Forschungen vor, die erste Einblicke geben und die „problematische Vergangenheit des Faches und seiner Protagonisten erahnen“ (Einleitung, 9) lassen. Von großer Relevanz für den Hanseraum ist das hier zu besprechende Buch, der erste von bisher drei angekündigten Bänden in der Reihe „Brüche und Kontinuitäten“. Hier sind Beiträge einer Tagung des Fachgebiets Kunstgeschichte der TU Berlin in Zusammenarbeit mit dem GWZO, das seit 2017 Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa heißt, aus dem Jahr 2012 versammelt, die sich teils mit geografischem, teils mit biografischem Fokus erstmals dem Thema Kunstgeschichte in den besetzten Gebieten widmen, wobei auch organisatorische und institutionelle Aspekte (z. B. Reichsuniversitäten, Kunstschutz, Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften, Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Kunstraub, Institut für deutsche Ostarbeit, SS Ahnenerbe) Berücksichtigung finden. So werden in acht von insgesamt 14 Beiträgen folgende für die Hanseforschung relevante Länder in ihren je spezifischen Rahmenbedingungen und aus bilateraler Perspektive untersucht, d. h. sowohl die einheimischen wie die deutschen Kunsthistoriker berücksichtigt: das Baltikum, Belgien, Niederlande, Norwegen, Polen und Schweden. Ein Register ermöglicht es, Personen über alle Beiträge hinweg zu finden. Die enorme Tragweite der Aktionen in den besetzten Ländern zeigt sich z. B. im Beitrag von Agnieszka Gašior (111–139) an der brutalen nationalsozialistischen deutschen Bildungs- und Kulturpolitik im besetzten Polen, die darauf abzielte, „ein kulturloses Volk ohne Führungsschichten, ohne Erinnerung an eine eigene Geschichte, ohne eigene Identität“ (112) zu schaffen. Marieke Kuipers (141–162) widmet sich den Aktivitäten des Kunstschutzes vor und während des Krieges in den Niederlanden, Christina Kott (163–184) dem belgischen Wiederaufbaukommissariat unter deutscher Besatzung. Noch heute zeugen davon die ca. 160.000 Aufnahmen einer systematischen Fotokampagne der wichtigsten Bau- und Kunstdenkmäler Belgiens bei Foto Marburg. Die

unzähligen internationalen Dienstreisen mit Vortragstätigkeit Wilhelm Pinders in offiziellem Auftrag während des Krieges zeigen die Bedeutung, die der Kulturpropaganda durch das Regime beigemessen wurde. Wie erfolgreich Pinder dabei offensichtlich war, erläutert Magdalena Bushart (185–210). Dem Hauptprotagonisten der deutschen Ostforschung, Dagobert Frey, und seiner kunsthistorischen Legitimierung der verbrecherischen Aktionen in Polen widmet sich Juliane Marquard-Twarowski (211–237). Noch bis in die 1990er Jahre erfreute sich Frey positiver Würdigungen und Auszeichnungen. Auch Karl Heinz Esser, der von Jens Hoppe (255–273) vorgestellt wird, konnte trotz seines Einsatzes beim Kunstraub in Paris und im Baltikum nach dem Krieg in der Bundesrepublik Deutschland Karriere machen. Mit dem Bauforscher und Holzbauspezialisten Hermann Phleps befasst sich Robert Born (275–307). Phleps stand in Diensten des SS Ahnenerbes und beschäftigte sich in seinen Publikationen mit den „Gemeinsamkeiten aller germanischen Völker in Haltung, Gesittung und Lebensform“ (290), die er auch in der Gestaltung von Speicherbauten zu erkennen glaubte, die eine gemeinsame germanische Prägung in einer riesigen Region bezeuge. Die Ergebnisse einer Forschungsreise nach Norwegen 1943 verwertete er in seiner Publikation zu norwegischen Stabkirchen 1958, gefördert von der DFG und unter Verwendung der Fotoaufnahmen von 1943. Nach der Explosion eines mit Sprengstoff beladenen Schiffes im Hafen von Bergen, dem 150 Menschen zum Opfer fielen und welche die historischen Bauten am Hafen zerstörte, galt Phleps Gutachten zur Wiederherstellung der historischen Holzbauten in Bergen, Denkmäler „deutschen Unternehmegeristes und deutschen Wirtschaftsaufbaues in Norwegen“ (292), als so wichtig, dass er im Frühjahr 1944 mit dem Flugzeug des Reichsführers SS von Berlin nach Oslo geflogen wurde. Erhellend ist auch der Beitrag von Inga Lena Ångström Grandien (309–317), der sich mit den Reaktionen auf die national übersteigerte deutsche Kunstgeschichte in der schwedischen Kunsthistoriografie beschäftigt. Sie zeigt anhand von Andreas Lindbloms „Sveriges konsthistoria“ (1944) wie die nationale Sicht auf die Kunst eines Landes unweigerlich zum Scheitern verurteilt ist.

Der vorliegende Band, dessen breite Rezeption sehr wichtig ist, zeichnet sich durch besonderen Fakten- und Kenntnisreichtum und durch die Vielfalt der internationalen Perspektiven und berücksichtigten Aspekte aus. Er bietet zahlreiche Ansätze, um die kritische Selbstreflexion des Lesers zu befördern und sei deshalb allen Hanseforschern empfohlen.

Anja Rasche

Zur Geschichte der niederdeutschen Landschaften und der benachbarten Territorien

Bearbeitet von *Volker Henn, Rudolf Holbach, Nils Jörn, Sarah Neumann, Anna Paulina Orłowska und Ortwin Pelc*

RHEINLAND/WESTFALEN. Franz Irsigler, *Wirtschaftsräume und Energieströme in Mittelalter und früher Neuzeit, vornehmlich im rheinischen Raum – wie viel Land braucht eine Stadt?* (Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie, Bd. 34, Bonn 2017, Verlag „Siedlungsforschung“, 201–215), erörtert in einem anregenden und kenntnisreichen Beitrag die siedlungsfördernde und siedlungssichernde Wirkung der Energie im Hinblick auf die Versorgung der Siedlungen, insbesondere der Städte mit Nahrungsmitteln („Lebensenergie“), Rohstoffen (für die gewerbliche Produktion), Brennmaterial („Wärme- und Heizenergie“) sowie die Verfügbarkeit von Wasserkraft (z. B. für den Betrieb von Mühlen). Wichtig in diesem Zusammenhang sind die Beschaffenheit des Um- und Hinterlands der Städte wie auch die Transportmöglichkeiten. Vf. verweist auf das Modell der Thünenschen Ringe und modifiziert es mit Blick auf die Groß- bzw. Klein- und Mittelstädte, und geht beispielhaft auf die Maßnahmen ein, die Städte getroffen haben, um drohende Energiekrisen abzuwenden. In der Frage, wie viel Land eine Stadt zur Existenzsicherung benötigte, richtet Vf. das Hauptaugenmerk auf die Versorgung mit Lebensmitteln (Fleisch, Getreide) und zeigt, am Beispiel vorwiegend rheinischer und westfälischer Städte, dass die Antworten je nach der Größe der jeweiligen Stadt und der Ertragsfähigkeit der vorhandenen Böden sehr unterschiedlich ausfallen. *V. H.*

Martin Wilhelm Roelen, *Wesel. Kleine Stadtgeschichte* (Studien und Quellen zur Geschichte von Wesel, Bd. 38, Wesel 2017, Selbstverlag des Stadtarchivs Wesel, 248 S., 236 meist farbige Abb., Zeittaf.). – Erschienen anlässlich des 775-jährigen Stadtjubiläums und als wichtige Ergänzung zu den mittlerweile vergriffenen älteren Überblicksdarstellungen bietet das Werk eine kompakte und ansprechend gestaltete Einführung in die Geschichte der Stadt Wesel. Gerahmt von zwei chronologisch ausgerichteten Kapiteln, die sich der Urgeschichte und der römischen Zeit (Kap. 1, 11–35, verf. von Ursula Maier-Weber und Claus Weber) sowie den Entwicklungen zwischen 1933 und 1956 (Kap. 12, 200–227, hier 210–227) widmen, ist der größte Teil des Werks thematisch gegliedert. Orientiert am Stichwortschema des Rheinischen Städteatlas werden hier – jenseits des expliziten Hinweises auf die Hansemitgliedschaft der Stadt seit 1407 (101) – Einblicke in die strukturellen Voraussetzungen für diesen Schritt geboten. Dazu zählen zunächst die sied-

lungsgeschichtlichen und topografischen Gegebenheiten: Der Handelsplatz Wesel profitierte von seiner Anbindung an ein weitverzweigtes Straßennetz sowie an Rhein und Lippe, die ihm als Warenumsschlag für Westfalen eine wichtige Position im Fernhandel sicherte (Kap. 2–3, 37–66; Kap. 11, 181–199, bes. 189–193). Die Formierung einer wirtschaftlich erfolgreichen und in das rheinisch-westfälische Handelsnetz eingebundenen Stadt belegen auch die drei seit der ersten Hälfte des 15. Jh.s bezeugten Jahrmärkte und die Ausdifferenzierung des städtischen Gewerbes, das Wesel v. a. im Bereich des Textilgewerbes zu einem nordwesteuropäischen Zentrum werden lässt. Als Weichenstellung für den wirtschaftlichen Aufschwung sind dabei auch eine Reihe herrschaftlicher Privilegierungen anzusprechen, zu denen die 1241 erstmals verliehene, am Zutphener Kaufmannsrecht orientierte Stadtrechtsurkunde – die als Faksimile und in deutscher Übersetzung auf dem vorderen bzw. hinteren inneren Buchdeckel abgedruckt ist – den Grundstein legte (Kap. 5, 89–108, bes. 96–99). Insgesamt führt der Band die Stadtgeschichte Wesels lebendig vor Augen und lädt durch die Einbindung von historischem (Bild-) Material aus dem Stadtarchiv Wesel auch dazu ein, die Quellen der Weseler Stadtgeschichte im Original in den Blick zu nehmen. S. N.

Rheinischer Städteatlas, hg. vom LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte (Lfg. XXI, Nr. 102: Siegburg, bearb. von Elfi Pracht-Jörns; redaktionelle Bearbeitung: Wolfgang Rosen (Gesamtredaktion), Esther Weiss, (Kartografie) Köln 2017, Böhlau Verlag, 51 S. und 14 Taf.). – In bewährter Qualität rollt der Band die Siedlungsentwicklung Siegburgs auf, das v. a. aufgrund seiner Nähe zu Köln und seines Exportgewerbes auch für die hansische Geschichte bedeutsam ist. Im Textheft verdienen in diesem Zusammenhang die Abschnitte *Straßen* (1), *Siedlungsentwicklung* (5–7), *Stadtrechtsverleihungen*, *Privilegierungen* (18–19), *Zünfte* (23), *Gewerbe*, *Handel und Industrie* (43–47) und *Wirtschaftliche und soziale Gesamtentwicklung* (47–49) besondere Aufmerksamkeit: So förderte der Kölner Erzbischof Anno II. nach der Gründung des Benediktinerklosters Michaelsberg 1064 auch die bereits in der Nähe bestehende Siedlung, die sich – nach der Privilegierung des Klosters mit Markt, Münze und Zoll 1069 – in kurzer Zeit zur Stadt entwickelte. Eingebunden in das Fernstraßennetz von Köln-Frankfurter Straße, alter Leipziger Straße und anderen Fernwegen etablierte sich Siegburg als regionales Wirtschaftszentrum, das v. a. Wolle, Tuche und Steinzeug produzierte, die dann von Kölner Kaufleuten in den Zwischen- und Fernhandel gebracht wurden. Ein stadteigener, auch politisch einflussreicher Fernhändlerstand konnte sich in der Handwerkerstadt Siegburg nicht entwickeln, sodass letztlich auch das Stadtre Regiment des Abtes bis zur Säkularisation weitgehend unangefochten erhalten blieb. Der Kartenteil

ermöglicht anhand der Gegenüberstellung von Tafel 1 und Tafel 2 (Urkataster von 1824 und aktuelle Deutsche Grundkarte) zunächst, die Entwicklung des Stadtkerns nachzuvollziehen und bietet mit den Tafeln 3 bis 8 eine Serie von topografischen Karten und Plänen, anhand derer die Stadtentwicklung als Ganzes deutlich wird. Diese Entwicklung, aber auch die städtische Selbstwahrnehmung lässt sich auch an den folgenden Tafeln 9 bis 14 ablesen, die Stadtansichten Siegburgs vom 17. bis zum 20. Jh. präsentieren. S. N.

Deutscher Historischer Städteatlas, hg. von Peter Johanek, Jürgen Lafrenz und Thomas Tippach (Bd. 5: *Dortmund*, verf. von Stefan Mühlhofer, Thomas Schilp und Daniel Stracke, Münster 2017, Ardey-Verlag, 52 S., 81 meist farbige Abb., 22 Taf.). – Das Werk knüpft an die älteren Atlasarbeiten im Rahmen des Deutschen bzw. Westfälischen Städteatlas an und führt die dort geleistete Grundlagenarbeit mit Blick auf neueste Erkenntnisse der stadarchäologischen Forschung weiter. Ausgehend von den naturräumlichen Gegebenheiten und der günstigen Lage an bedeutenden Fernwegen wie dem Hellweg wird zunächst die frühmittelalterliche Siedlungsgeschichte von Pfalz und Marktort Dortmund aufgerollt (*Voraussetzungen und präurbane Siedlungskerne*, 3–7), um im Anschluss den Prozess der Stadtwerdung ab Ende des 12. Jh.s in den Blick zu nehmen (*Vom locus zur civitas – Stadtwerdung*, 7–9). Die folgenden Abschnitte konzentrieren sich auf die wesentlichen Etappen der Stadtentwicklung (*Die mittelalterliche Stadt und ihr politisches System*, 9–13) und auf die *Wirtschafts- und Sozialgeschichte Dortmunds bis zum Ausgang des Mittelalters* (13–16). In diesem Kontext findet auch die Bedeutung des Dortmunder Fernhandels im Ostseeraum sowie mit Flandern und England im Vorfeld und zur Zeit der Hanse besondere Berücksichtigung (S. 13–14). Dortmunds Einbindung in das hansische Handelsnetz wird zudem im Tafelteil eigens berücksichtigt (Tafel 8.2.2, *Dortmund und die Hanse*), wobei die spezielle Problematik der Kartierung hansischer Handelsbeziehungen – im Kern die Suggestion eines geschlossenen Handelssystems mit eindeutig bestimmten Fixpunkten sowie die spezifische Überlieferungslage – im beigefügten Text ausführlich dargelegt wird. Eigens hinzuweisen ist überdies auf die Karte zu *Dortmund im Mittelalter* (Tafel 8.2.1), die Detailkarten zur Sakraltopografie und zu den Rechtsbeziehungen der Stadt bietet. Verdeutlicht werden damit zum einen die überörtliche rechtliche Strahlkraft Dortmunds, zum anderen die Vielfalt eines geistlichen Zentrums, dessen Bürgerschaft geeint wird durch den – aus Fernhändlertraditionen übernommenen – Reinolduskult. Damit ist bereits der große Komplex städtischer (Selbst-)Wahrnehmung angesprochen, von dem auch eine Reihe spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Stadtansichten im Tafelteil zeugt (Tafel 3, quellenkritische Bemerkungen dazu 39–40). Die zu

Beginn angesprochenen siedlungs- und stadtgeschichtlichen Entwicklungen werden ebenfalls durch entsprechende Grundrisskarten (Tafel 1 sowie 4.1), eine Karte zu archäologischen Funden und Befunden (Tafel 8.1) und eine Serie topografischer Karten (Tafel 7) erfasst. Dem Textheft sind darüber hinaus zahlreiche hochwertige Abbildungen beigegeben. Insgesamt wird ein in jeder Hinsicht gehaltvolles Werk vorgelegt, das auch umfassende Einblicke in die mittelalterliche Stadt- und Hansegeschichte Dortmunds gewährt. S. N.

Nobert Nagel und Robert Peters, *Dr. Johannes Westermann aus Lippstadt. Leben – Sprache – Werk* (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, Bd. 17, Münster 2018, Ardey-Verlag, 235 S., 6 Abb.) machen mit ihrem Werk die frühesten reformatorischen Drucke in Westfalen in einer diplomatischen Edition zugänglich. Versammelt sind hier erstmals alle Schriften des in Wittenberg promovierten Lippstädter Theologen Johannes Westermann: seine Auslegung der Zehn Gebote, die *christlyke vhtlegynge* von 1524 (68–162), seine Übersetzung von Martin Luthers Prozessionsbüchlein von 1525 (163–172, Luther-Text 175–184) und ein Brief an den Soester Rat (173–174), mit dem er das Stellenangebot, als Koadjutor des Superintendenten in Soest zu wirken, unter Verweis auf seine Dienstpflichten gegenüber dem Grafen von Lippe ablehnt. Eröffnet wird der Band mit Nobert Nagels biografischer und druckanalytischer Einführung (9–48), die zum einen die Bedeutung von Westermanns Predigten und Drucken für die Verbreitung reformatorischen Gedankenguts in Westfalen unterstreicht, zum anderen die Druck- und Editions-geschichte von Westermanns Werken vorstellt. Robert Peters würdigt im Anschluss in einer sprach- und druckgeschichtlichen Untersuchung (49–64) Westermanns Werk als frühes Sprachdenkmal des Niederdeutschen westfälischer Prägung. Mit der Edition von Westermanns Werken werden somit Texte zugänglich gemacht, die für reformations- und landesgeschichtliche Untersuchungen ebenso anschlussfähig sind wie für sprachwissenschaftliche und buchkundliche Studien. S. N.

Unter den Beiträgen des 129. Bandes der *Soester Zeitschrift* (2017) sind insbesondere drei Untersuchungen anzuführen, die aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven den größeren Kontext mittelalterlicher Lebens- und Glaubenswelten in Soest erhellen: Frederik Heinze stellt neueste archäologische Zeugnisse zum Friedhof der ehemaligen Kloster- bzw. Stiftskirche St. Walburgis vor (5–12). Dabei führt er auch die Geschichte des 1164 gegründeten, seit den 1820er Jahren aus dem Stadtbild getilgten Augustinerinnenklosters in Soest vor Augen, das im Zuge der Soester Fehde 1447 zerstört, ab 1449 innerhalb der Stadtmauern neu erbaut und im 16. Jh. in ein Damenstift umgewandelt wurde. Ein weiterer Soester Sakralbau steht im

Zentrum des Beitrags von Anna Stütze-Dobrowolska (13–32), die aus bau- und kunstgeschichtlicher Perspektive die These von der traditionsbildenden Wirkung der Kapitellplastik von St. Godehard in Hildesheim auch für St. Petri in Soest einer Prüfung unterzieht. Auf der Grundlage einer ausführlichen Beschreibung der Kapitelle und eines Motivvergleichs kann sie zeigen, dass die Kapitellplastiken in St. Godehard und St. Petri bei etwa zeitgleicher Entstehung um das Jahr 1160 nicht auf die Formel von Vorbild (St. Godehard) und Nachbildung (St. Petri) gebracht werden können, sondern eher in einem weiteren Kontext von regionalen Trends in der Verbreitung von Kapitellmotiven und -formen zu verstehen sind. In den breiteren Zusammenhang mittelalterlicher Bildsprache reiht sich die Untersuchung von Ulrich Lör ein, die der bildlichen Gestaltung des Kirchweihfestes anhand liturgischer Bücher aus dem Dominikanerinnenkloster Paradiese bei Soest nachgeht (33–60). Auf eine allgemeine Darstellung zum Kirchweih-Zeremoniell in historisierten Initialen folgt eine detaillierte Analyse der Soester Beispiele, die traditionelle Szenen auf jeweils eigene Weise akzentuieren, sodass davon auszugehen ist, dass die Soester Dominikanerinnen das Medium der Buchmalerei bewusst für theologische Positionsbestimmungen nutzten. S. N.

NIEDERSACHSEN. Anknüpfend an die methodisch-theoretischen Konzepte der Netzwerkforschung führt der Band *Zentrum oder Peripherie? Kulturtransfer in Hildesheim und im Raum Niedersachsen (12.–15. Jahrhundert)*, hg. von Monika E. Müller und Jens Reiche (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien, Bd. 32, Wiesbaden 2017, Harrassowitz Verlag, 544 S., zahlr. Abb. u. Tab.) die Vielfalt spätmittelalterlicher Transfer- und Austauschbeziehungen in 17 Beiträgen zu fünf ausgewählten Themenkomplexen eindrucklich vor Augen. Auf die instruktive *Einleitung* (9–28), die das Begriffspaar von Zentrum und Peripherie mit Blick auf die Stoßrichtung des Bandes konkretisiert, folgt ein Themenblock mit Beiträgen zur *Handels- und Produktionsgeschichte*. Neben Handels- bzw. Produktionsgütern wie Materialien zur Handschriftenherstellung (Beitrag von Doris Oltrogge, 75–91), Papier (Beitrag von Frieder Schmidt, 93–111) und Büchern (Beitrag von Holger Nickel, 113–133) stehen dabei auch einzelne Handelsnetzwerke im Fokus der Betrachtung. So verdeutlicht Christoph Bartels die besondere Rolle der Harzer Montanlandschaft und der dort engagierten Berg-, Wald- und Kaufleute für kulturelle Entwicklungsprozesse (31–51), während Rudolf Holbach Hildesheims Teilhabe am Regional- und Fernhandel sowie seine Einbindung in das hansische Kommunikations- und Bündnisnetz beleuchtet (53–74). Der zweite Themenblock widmet sich mit den Beiträgen von Wolfram C. Kändler zu Doktoren und Magistern aus dem Bistum Hildesheim (137–163) und von Bertram Lesser zur Konventsbibliothek

der Benediktiner von Clus (165–228) dem *Wissens- und Bildungstransfer. Netzwerke* unterschiedlicher Ausprägung werden im dritten Themenblock exemplarisch in den Blick genommen: Hans-Georg Aschoff untersucht die Geschichte der stadthildesheimischen Klöster und Stifte (231–248) und legt dabei besonderes Augenmerk auf Instrumente und Anlässe, die zur Etablierung und Sicherung ihrer Beziehungen untereinander zur Anwendung kommen. Nathalie Kruppa macht die sich überlappenden und ergänzenden sozial-verwandtschaftlichen und kirchlich-päpstlichen Netzwerke Hildesheimer Domkanoniker und Bischöfe (249–278) durchsichtig, während Dieter Pötschke die Formierung des Goslarer Rechtsraumes seit dem 10. Jh. untersucht (279–301). Er kommt hier zu wichtigen neuen Ergebnissen, die auch eine Neubewertung der Rolle der Peripherie für die Komplexität stadtrechtlicher Entwicklungs- und Kodifizierungsprozesse fordern. Austauschbeziehungen auf der Ebene der *Handschriftenproduktion* stehen im vierten Themenblock im Mittelpunkt. Versammelt sind hier Beiträge von Monika E. Müller zur Hildesheimer Buchmalerei des 12. und 13. Jh.s (305–366), von Beate Braun-Niehr zu Text-Bild-Konzepten in Handschriften des späten 13. Jh.s (367–403) und von Patrizia Carmassi, die an ausgewählten Halberstädter Quellen Stufen der Verbreitung und schriftlichen Rezeption religiöser Inhalte aufzeigt (405–424). Abschließend widmet sich der Band kulturellen Transfers im Bereich der *Kunstproduktion*. Hier werden von Elisabeth Rüber-Schütte und Corinna Scherf zunächst Austauschbeziehungen im Bereich der Plastik am Beispiel von Hildesheim und Halberstadt untersucht (425–454), gefolgt von Beiträgen zum *Stiltransfer in der niederdeutschen Glasmalerei des 13. Jahrhunderts* von Elena Kozina (455–471) und zu Maßwerkformen im Raum Niedersachsen von Jens Reiche (473–495). S. N.

LÜBECK/HAMBURG/BREMEN. *Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmale in Schleswig-Holstein. Bd. 5.1: Hansestadt Lübeck. Altstadt*, bearb. von Lutz Wilde unter Mitwirkung von Margrit Christensen, (Kiel 2017, Wachholtz Verlag, 800 S., durchgehend farbig bebildert). – Der vorliegende Band ist der vorläufige Abschluss der langfristig und breit angelegten Beschäftigung mit den Denkmälern der Hansestadt Lübeck, die bereits in den 1980er Jahren durch einen Förderschwerpunkt der Volkswagenstiftung vorbereitet, in den 1990er und 2000er Jahren dann durch den „Denkmalplan der Lübecker Innenstadt“ vertieft wurde und nun als Ergebnis umfangreicher Bauforschungen und der fotodokumentarischen Erfassung vorgelegt werden kann. Lübeck als prominente UNESCO-Weltkulturerbestätte des Bundeslandes reiht sich damit ein in die anderen kreisfreien Städte Schleswig-Holsteins, für die in dieser Reihe bereits entsprechende Bände vorliegen. In den Vorworten der Kultusministerin des Landes, des Oberbür-

germeisters und der Herausgeber wird der Band in die Reihe eingeordnet, die Kultusministerin weist darauf hin, dass durch den Band auch zahlreiche Einsichten in die zumeist privaten Wohnhäuser gewährt, Ausmalungen, Treppenkonstruktionen oder andere bauliche Details damit erlebbar werden. Die Hgg. verweisen darauf, dass der Bearbeiter auf die reichen textlichen, kartografischen und fotografischen Informationen im Denkmalamt zurückgreifen und damit tatsächlich eine Bilanz der jahrzehntelangen fleißigen Arbeit dieser Behörde ziehen konnte. Neben den straßenseitig sichtbaren Fassaden werden auch die Rückfronten regelmäßig mit abgebildet, um auf typische Details aus allen Bauzeitaltern aufmerksam zu machen.

Es folgt ein mit Stadtansichten, Karten, Plänen und historischen Fotos sehr gut bebildeter, pointierter Abriss der Geschichte und städtebaulichen Entwicklung Lübecks, der mit der ältesten bekannten Stadtansicht beginnt, die vom Maler Hermen Rode geschaffen auf dem Hochaltarretabel der Talliner Nikolaikirche erhalten ist. Aber auch Holzschnitte aus Inkunabeln wie der Weltchronik Hartmann Schedels oder aus der Lübecker Chronik von Lucas Brand, Ölgemälde von Johann Willigen oder Kupferstiche wie von Matthäus Merian sorgen dafür, dass auch dem Nichtlübecker die Entwicklung des Stadtzentrums eindrucksvoll verdeutlicht wird. Umso schmerzlicher zeigen Luftbilder und eine Karte der Schadensanalyse vom Luftangriff im März 1942 auf, wie schwer Lübeck getroffen wurde und wie unwiederbringlich die Verluste sind. Deutlich wird aber auch, dass mit dem Krieg die Verluste nicht endeten, vieles noch in den 1950er–1970er Jahren, manches sogar noch im neuen Jahrtausend abgerissen wurde, um Platz für die „moderne“ Stadt zu schaffen. All diese Entwicklungen werden ebenso kundig wie kritisch beschrieben, auch wenn manche Wertungen manchmal etwas zu absolut geraten. Wenn man liest „Der Adel hatte in der Hansestadt keinen Platz.“ (50), fragt man sich natürlich, was aus all den Ratsherren und Bürgermeistern der Frühen Neuzeit wurde, die ja oft geadelt wurden und natürlich trotzdem in der Stadt blieben, ihre Häuser bewohnten und die Stadt regierten.

Durch die gute Gliederung der Darstellung findet man rasch interessierende Passagen, auch wenn man in der Aufstellung der Einzeldenkmale zurückblättern will, um bestimmte Funktionen einzuordnen oder zu vergleichen. 13 kommentierte Karten, von denen die Hälfte die aktuelle Situation, teilweise in Ausschnitten, erfassen, sorgen für schnelle Orientierung in der anschließenden Einzelaufzählung der Denkmale. Hier gelingt es den Bearbeitern, in knappen Stichworten die wesentlichen Eigenschaften der einzelnen Bauwerke zu skizzieren, das Beschriebene wird z. T. mit mehreren Bildern illustriert. Dieser Hauptteil des Bandes nimmt den Leser mit auf einen eindrucksvollen Spaziergang durch die Hansestadt, den man immer wiederholen und vertiefen möchte, so zahlreich und interessant sind die Details, auf die man aufmerksam

gemacht wird. Hier sei aber ein kleines Monitum gestattet: Manchmal wäre weniger mehr gewesen. Hätte man auf einige Bilder verzichtet, hätte man die verbliebenen größer und detailreicher abdrucken können. Sicher wäre es auch eine Variante gewesen, die jetzt veröffentlichte Bildanzahl beizubehalten, dem Band aber eine DVD beizulegen, auf der die Bilder komplett enthalten gewesen wären, sodass man sie sich hätte größer zoomen können. So erhält man an manchen Stellen zwar einen Eindruck von der barocken Formenpracht z. B. der Kirchengestaltungen, kann aber Details nicht oder nur schlecht erkennen. Davon unbenommen wäre jede Stadt froh, eine Gesamtaufnahme seiner Denkmale in dieser Breite und Qualität vorlegen zu können, vor allem, da die Hgg. ankündigen, auch für die Vorstädte, die ländlichen Bereiche und Travemünde einen ähnlichen Band erarbeiten zu wollen. Vielleicht darf man sich für diesen Band wünschen, dass abschließend die bereits vorliegenden, teilweise in anderen, teilweise ebenfalls bei Murmann erschienenen Bände dieses deutschlandweiten Projektes aufgelistet werden. Auf diese Weise ließen sich schnell Parallelen oder wenigstens Vergleichsmöglichkeiten zu anderen Hanse- und anderen Städten ziehen – ein zusätzlicher, willkommener Gewinn für die Forschung. N. J.

Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Bd. 7.II.2.2: *Grafschaft Schaumburg, Goslar, Bremen*, bearb. von Gerald Dörner (*Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts*, Bd. 7: Niedersachsen, Tübingen 2016, Mohr Siebeck, 664 S.). – Das von Emil Sehling (1860–1928) 1902 begründete und seit 2002 an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften angesiedelte wissenschaftliche Großprojekt zur Edition der Kirchenordnungen des 16. Jh.s hat 2017 seinen Abschluss gefunden und u. a. auch mit dem hier anzuzeigenden Band zu den Kirchenordnungen der außerwelfischen Lande Niedersachsens eine seit langem bestehende Lücke geschlossen. Der erste Teil des Bandes ist der *Grafschaft Schaumburg* gewidmet (27–172), gefolgt von einem etwas umfangreicheren Teil zu *Goslar* (175–343). Der Löwenanteil des Bandes entfällt jedoch auf *Bremen* (351–618). Die umfassende *Einleitung* (351–401) bietet zunächst einen Überblick zur Geschichte der Stadt und ihrer geistlichen Einrichtungen und widmet sich dann der Reformation in Bremen, deren wesentliche Etappen hier auch bereits mit Blick auf die edierten Quellenzeugnisse vorgestellt werden. Ab Ende 1522 fand die Reformation durch die Predigtstätigkeit des Luther-Anhängers Heinrich von Zütphen rasante Verbreitung und stieß v. a. auch beim Rat und in breiteren stadtbürgerlichen Kreisen auf Zuspruch. Die Erneuerung des geistlichen Personals und die Änderung der gottesdienstlichen Gebräuche zeugen ab 1525 von einer Konsolidierung der Reformation in Bremen (s. dazu die Evangelische Messe von 1525, 403–408). In den von Unruhen geprägten 1530er

Jahren flossen auch religiöse Forderungen in den politisch-sozialen Protest ein, der letztlich jedoch nicht erfolgreich blieb. Die *neue Eintracht* von 1534 schrieb die alten Herrschaftsverhältnisse wieder fest und bezeichnenderweise wurde im selben Jahr eine umfangliche Kirchenordnung (416–483) erlassen, die ebenfalls „als Instrument zur Stabilisierung des Ratsregiments“ (371) zu verstehen ist. Eine weitere wichtige Etappe der Reformation in Bremen war der sog. „Hardenbergsche Streit“ bzw. „Bremer Abendmahlsstreit“, in dem sich wiederum theologische und politische Positionen durchdrangen und der auch weitere Kreise zog, sodass 1560 auch Lübeck, Hamburg und Lüneburg im Verbund mit dem dänischen König eingriffen und Bremen 1563 aus der Hanse ausgeschlossen wurde. Auch in Folge dieser Maßnahmen sahen sich Bürgermeister und Rat zu einem Bekenntnis zur ‚rechten Lehre‘ gezwungen, das ebenfalls 1563 erfolgte (541–542). Ab 1580 wird für Bremen von einer „Zweiten Reformation“ gesprochen, die die drohende kirchliche und politische Isolation der Stadt abwenden sollte. Unter der Ägide des Theologen Christoph Prezel entstand 1582/83 ein Katechismus (570–578) und 1595 mit dem *Consensus Bremensis* eine neue Lehr- und Kirchenordnung. Es ist das große Verdienst dieses Bandes, die Verzahnung geistlicher und politisch-sozialer Belange, wie sie in den Kirchenordnungen und flankierendem Material zum Ausdruck kommen, durchsichtig zu machen und einen für die Stadt- und Kirchengeschichte gleichermaßen reichen Quellenbestand zugänglich zu machen, der nicht zuletzt dank der umfassenden Register zu Personen, Orten, Sachen, Bibelstellen sowie Liedern und Gesängen gezielt und schnell mit Blick auf spezielle Interessen erschlossen werden kann.

S. N.

Konrad Elmshäuser verfolgt die Geschichte des Bremer Rathauses in seinen Umbauten und Neugestaltungen von den stauferzeitlichen Anfängen bis zum beginnenden 20. Jh. und stellt die damit verbundene Reichspropaganda als Ausdruck hansestädtischer Selbstvergewisserung in den Kontext unterschiedlicher historischer Konstellationen: *Von der Kaiserfreiheit zur Kaisertreue. Bremens Rathaus als Ort stadstaatlicher Selbstrepräsentation* (NdSächsJb. 89, 2017, 7–35). Besonders intensiv befasst er sich mit der Phase nach der Reichsgründung von 1871 und der Anbindung des Bürgertums an die Monarchie, was Ausdruck auch in Besuchen des Kaisers fand. Das gute Verhältnis wurde durch einen Angriff auf Wilhelm II. 1901 lediglich vorübergehend etwas gestört.

R. H.

Bilder einer Stadt: Bremen in Reiseführern des 19. Jahrhunderts stellt Maria Hermes-Wladarsch vor (BremJb. 96, 2017, 55–78). Die Beschäftigung mit Reiseführern erhellt nicht nur die Veränderungen des Reisens und der Reisenden, sondern auch diejenigen Merkmale einer Stadt, die jeweils für

wesentlich gehalten werden. Seitdem 1839 der erste „Wegweiser“ erschien, enthalten Reiseführer kurz und knapp praktische Reisetipps wie Adressen, Öffnungszeiten, Ansprechpartner und Karten für den ‚industrialisierten Reisenden‘ sowie eine Beschreibung der besonderen Eigenart der Freien und Hansestadt Bremen. Dabei konzentrieren sich die Führer, die teils anlässlich großer Veranstaltungen entstanden (z. B. Versammlung der Naturforscher und Ärzte, Versammlung des Verbandes deutscher Architekten und Ingenieurvereine) in aller Regel auf die Altstadt, empfehlen einen Spaziergang, der immer Markt, Rathaus, Schöttung, Börse und Roland einschließt und setzen Schwerpunkte auf Kultur, Mildtätigkeit und Tradition, die Schönheit und Wert Bremens begründen würden. Der Handel in Vergangenheit und Gegenwart wird stets als besonders wichtig für die Stadt hervorgehoben. *Anja Rasche*

MECKLENBURG/POMMERN. *Das Rostocker Grundregister 1550–1600*, hg. von Ernst Münch (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg, Reihe C: Quellen zur mecklenburgischen Geschichte, Bd. 13, Schwerin 2017, Schmidt-Römhild, 414 S., 1 s/w-Abb., 14 Ausschnitte des Rostocker Stadtplans). – Ernst Münch ist bereits vielfach als Herausgeber wichtiger Quellen zur mecklenburgischen Landes- und Hansegeschichte hervorgetreten. Das Wismarer Grundbuch ist eines der am meisten genutzten Editionen im Wismarer Archiv, dem Rostocker Pendant wünscht man eine ähnlich positive Aufnahme. Münchs große Sorgfalt, seine gute Kenntnis der Quellen und seine jahrzehntelangen Erfahrungen mit mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellen tragen immer wieder dazu bei, dass man Editionen von ihm gern und mit erheblichem Gewinn zur Hand nimmt. Im konkreten Falle liegen die Rostocker Grundregister zwischen 1600 und 1820 bereits seit 1999 von ihm ediert vor und werden von zahlreichen Interessierten genutzt. Die Hanseforschung freut sich darüber, dass Münch sich nun der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angenommen hat. Für die Rostocker Stadtgeschichte ist dies ein wichtiger Zeitraum der Blüte, angesichts des 800. Jubiläums der Bestätigung des Rostocker Stadtrechts, war dieses Buch ein willkommenes Geschenk des aus dem Amt scheidenden Landeshistorikers an seine Heimatstadt. In einer knappen Einleitung äußert sich Hg. zum Anliegen der Veröffentlichung und erklärt dabei, dass das Grundregister erst um 1600 vom Ratssekretär Joachim Petraw angelegt wurde. Er selber hat auf Grundlage der Hausbücher ein solches Grundregister für den vorliegenden Zeitraum rekonstruiert, vermittelt zugleich aber die Hoffnung, dass dies auf der Grundlage der vorliegenden Quellen bis ins 13. Jahrhundert zurückzuverfolgen wäre. Für die Hanseforschung eröffnet dies ebenso erfreuliche Perspektiven wie die Erinnerung an das Vorhandensein weiterer mittelalterlicher Stadtbücher, die bisher nicht ediert im Archiv liegen und nahtlos an die Jahre 1254–1288 anknüpfen, die durch die beiden

ältesten edierten Stadtbücher abgedeckt werden. Hg. erklärt die Qualität der Hausbücher, die eigentlich Hausverlaßbücher sind, also den Eigentümerwechsel dokumentieren und sein methodisches Vorgehen bei der Zusammenstellung der Quelle. Ebenso kurz wie pointiert skizziert er auch die Blüte Rostocks im behandelten Zeitraum, aus dem Quellen wie die bekannte Vicke-Schorler-Rolle mit der Darstellung der Rostocker Häusergiebel auf uns gekommen sind. Hg. stellt fest, dass im genannten Zeitraum die Straßennamen bereits weitgehend feststanden und sich bis auf wenige Fälle bis heute tradiert haben. Münch erkennt zudem, dass in Hauptstraßen überwiegend Giebelhäuser, in den Neben- und Querstraßen vor allem Buden dominierten. Auf diese Weise erkennt er nach dem Steueraufkommen auch eine soziale Differenzierung zwischen Mittel-, Neu- und Altstadt und den entsprechenden Kirchspielen: „Marien reich, Jakob gleich, Nikolai arm, Petri – das Gott erbarm!“ So kann er auch wüste Stellen vor allem in der Altstadt, fast gar nicht in der Neu- und Mittelstadt nachweisen. Die ca. 1.000 Häuser lassen sich dank der Häuserbücher weiter differenzieren in bis zu 250 Brauhäuser, deren Besitzer das Hundertmännerkolleg dominierten und häufig in den Rat aufstiegen oder mehr als 20 Häuser, die der Universität zuzurechnen waren. Auch für mehrere Universitätsprofessoren kann er Karrieren im Rat oder als Bürgermeister nachweisen.

Nach dieser Einleitung folgt die Auflistung der Häuser nach Straßen in der Reihenfolge Neustadt, Mittelstadt, Altstadt, bei der neben der Nummer des Grundregisters die Qualität des Hauses in Abkürzung und die Namen der Eigentümer mit Datum der Eintragung in das Hausbuch wiedergegeben werden. Dadurch lassen sich Hinter-, Back-, Bei-, Brau-, Giebel-, Korn- oder Schmiedehäuser ebenso wie Giebel-, Eck- oder Querbuden identifizieren. Interessant ist z. B., wann Häuser im genannten Zeitraum neue Rechte erhalten wie etwa das Haus am Wendländer Schild, GR Nr. 1689, das 1559 erstmals als Brauhaus geführt wird oder das Haus in der Böttcherstraße bei der Grube, GR Nr. 2129, das 1575 erstmals als Backhaus genannt wird. Wenn man durch flankierende Quellen herausfinden würde, ob das eine zufällige Benennung oder eine bewusste Aufwertung durch den Rat war, könnte dies wichtige Bausteine für die Rostocker Wirtschaftsgeschichte liefern.

Sehr verdienstvoll sind auch die Anhänge, in denen Hg. zunächst eine Rostocker Ratslinie zwischen 1550 und 1600 liefert, die aufgrund der Amtszeiten bis 1510 zurückreicht und entsprechend bis 1622 ausgreift. Es folgen die 14 Karten mit Ausschnitten aus dem Stadtplan, zunächst als Vorschau en miniature, dann ganzseitig, sodass die Nummern der Grundstücke gut zu erkennen sind. Ein zuverlässiges Personenregister mit Benennung der Berufe und Ämter erschließt die Quelle.

Leider hat es Münch ähnlich wie im Wismarer Fall verabsäumt, aktuelle Hausnummern anzuführen. Sicherlich gibt es auch im Rostocker Archiv

Konkordanzen zwischen Grundregister und aktueller Zählung, viele Privatpersonen oder Auswärtige haben aber keinen Zugriff darauf und werden sich deshalb bei aller Freude über die Quelle immer Hilfe holen müssen, wenn sie herausfinden wollen, wo die Informationen zu dem sie interessierenden Haus zu finden sind. Dieser kleine Mangel schmälert die Leistung Münchs gewiss nicht, man darf dem besten Kenner der mittelalterlichen Geschichte Rostocks an dieser Stelle vor allem viel Schaffensfreude und -kraft wünschen, um noch die eine oder andere hansisch relevante Quelle aus Rostock zu edieren. Das Rostocker Archiv ist reich bestückt und das vorliegende Grundregister hat den Appetit auf weiteres verstärkt!

N. J.

Luisa Radohs, *Vom portus Wissemmer zur Hansestadt Wismar. Untersuchungen zur Stadtentstehung Wismars im 13. Jahrhundert auf Grundlage der archäologischen Quellen* (Findbücher, Inventare und kleine Schriften des Archivs der Hansestadt Wismar, Bd. 5, Wismar 2016, Archiv der Hansestadt Wismar, 151 S., 24 Abb., CD mit Fundplatzkatalog und Bohrprofilen). – Eine Stadtrechtsurkunde ist für Wismar nicht überliefert, sodass die Entstehung der nachmals bedeutenden Hansestadt anhand verschiedener schriftlicher Nachrichten – 1209/11 wird ein für Koggen geeigneter Hafen dieses Namens, 1229 werden Wismarer Bürger erwähnt – sowie diverser archäologischer Bodenaufschlüsse rekonstruiert werden muss. Letztere entfalten erst seit der Wiedervereinigung ihre ganze Aussagekraft, denn bis dahin gab es in der Stadt nur einzelne, kaum zur Frage der Anfänge Wismars beitragende Fundbergungen. Überdies wurden seit den 1990er Jahren dendrochronologische Daten gewonnen, die zur Zeiteinordnung der mittelalterlichen Bauaktivitäten von größter Wichtigkeit sind. Luisa Radohs untersucht die archäologischen Befunde zur Frage, wann, auf welche Weise und in welchem Kontext Wismar entstand und erwuchs. Die Bamberger Masterarbeit zählt damit zu den wichtigen Bemühungen, die vielen Stadtkerngrabungen des letzten Vierteljahrhunderts für landes- und kulturgeschichtliche Fragestellungen nutzbar zu machen. – Das schlicht gehaltene Büchlein eröffnet mit allgemeinen Überlegungen zur Definition des Stadtbegriffs und des Prozesses der Urbanisierung. Diese Darstellungen erscheinen etwas zu ausführlich, weil sie für Wismar, das fraglos alle Kriterien einer hoch- und spätmittelalterlichen Stadt erfüllt, unerheblich sind und die Problematik seiner Herausbildung ebenfalls nicht erhellen. Es folgen Ausführungen zum archäologischen Forschungsstand und zur Herangehensweise; neben Ausgrabungsergebnissen zieht Verf.in verschiedene Bohrprofile heran, die zu ehemaligen Niederungsarealen und Planierungsmaßnahmen Aufschluss gewähren. Der historische Überblick beleuchtet die Umbruchphase, in der Wismar entstand, geprägt durch die deutsche Ostsiedlung, die allgemeine Christianisierung und die Integration

der obodritischen Fürstenherrschaft in das Heilige Römische Reich; „der Raum der südwestlichen Ostseeküste wuchs dem kontinentalen Rahmen vor allem im 13. Jahrhundert mehr und mehr zu“ (21). Die Voraussetzungen für die Entstehung einer florierenden Stadt waren vor diesem Hintergrund an der Wismarbuch gut: ein vortrefflicher Ostseehafen im Kernraum der Obodriten mit Anbindung an politische Zentralorte und wichtige Landwege, eine siedlungsgünstige Halbinsel in natürlicher Schutzlage. Die Stadt entstand auf zwei Anhöhen, die durch eine schmale Niederung – die spätere „Grube“ – getrennt und zusammen von Sumpfstreifen und Gewässern umgeben waren. Wo lag der erste Siedlungskern? Bereits im 13. Jh. ist eine Siedlung Alt-Wismar im Osten der Stadt überliefert, die wiederholt als slawischer Ausgangspunkt der Stadtentwicklung in Betracht gezogen wurde; da Bodenfunde ausstehen, sind Alter, Lage und Charakter jener Siedlung aber ungewiss. Interessanter sind ältere Überlegungen, es habe bereits um 1200 eine deutsche Kaufmannsiedlung auf der nördlichen Kuppe des späteren Altstadtterrains gegeben, wo sich die Nikolaikirche mit dem für derlei frühe Händlerniederlassungen charakteristischen Patrozinium und auch der „Alte Hafen“ befinden. Verf.in stellt heraus, dass diese Anlegestelle archäologisch bisher nicht in so frühe Zeit zurückverfolgt werden kann, und schlägt daher vor, der erste *portus Wissemmer* könne auch im Osten der Altstadterhebung oder im Westteil der „Grube“ gelegen haben. Dafür gibt es aber keine Grabungsbefunde, während die wenigen archäologischen Aufschlüsse am „Alten Hafen“ dessen frühe Zeitstellung nicht ausschließen. Die vagen Überlegungen ändern daher nichts an der Plausibilität einer Vermutung früher Hafen- und Kaufmannsaktivitäten im Norden der Altstadt. – Der Hauptteil des Werkes, ein Überblick zu den archäologischen Ausgrabungen in Wismar mit Erkenntnissen zur Frühphase vor etwas 1250, verzichtet auf die Behandlung des Fundmaterials und insbesondere der späteren Befunde. Der Fokus liegt auf den zur Stadtentstehung aussagekräftigen, d. h. frühen und möglichst jahringdatierten Befunden. Diese Vorgehensweise ist gut begründet, denn eine komplette Auswertung der Ausgrabungen hätte den Rahmen der Arbeit gesprengt. Die Untersuchung hätte aber noch gewonnen durch eine umfassendere Bebilderung. Etliche Hausbefunde – Keller in der typischen Ständer-Schwelken-Konstruktion, ein Pfostenbau – bestätigen den bekannten Sachverhalt, dass die Häuser anfangs vorwiegend aus Holz bzw. Holz und Lehm bestanden, erst in jüngeren Phasen aus Back- und Feldstein. Freilich handelt es sich bei den meisten ergrabenen Objekten um Nebengebäude in Hinterhöfen, da die straßenseitigen Zentren der Grundstücke später gestört oder überbaut wurden; solche Nebenbauten wurden auch später noch vorwiegend in Holz und Lehm aufgeführt. Interessant ist ein in den 1220er oder 1230er Jahren erbauter Keller auf dem Grundstück „Hinter dem Rathaus“ 13–15, den zur

Hälfte eine riesige Latrinengrube einnahm. Obwohl hie und da Zaunspuren erfasst wurden, lässt sich zur Parzellengliederung wenig sagen. Brunnen und Holzstraßen sind vor allem für die Datierung von Bauaktivitäten interessant, da sie oft Dendrodaten lieferten. Mehrere Bohlenwege, teils kombiniert mit Gräbchen zur Ableitung von Oberflächenwasser, datieren bereits in die erste Hälfte des 13. Jh.s und sprechen damit für einen frühzeitig an- und festgelegten, mit Planung und Vermessung verbundenen Stadtgrundriss. „Dass es eine Kontinuität der Straßenführungen vom 13. Jahrhundert bis in die Gegenwart gibt“ (S. 103), belegen wiederholt freigelegte Bohlenwege jener Zeit im heutigen Straßenterrain. Bei Stadterweiterungen im Westen und Nordwesten der Altstadtkuppe kam es bald zu Geländeaufschüttungen und Entwässerungsmaßnahmen, Anzeichen und Resultat raschen urbanen Wachstums. In die erste Hälfte des 13. Jh.s gehen des Weiteren die Gräben der aus Holz und Erde bestehenden ersten Stadtbefestigung zurück, erfasst an den Grenzen der Altstadt im Westen. Da der äußere Stadtgraben in der Lübschen Straße bereits in den 1220er/30er Jahren von einem Bohlenweg überbaut wurde, muss diese erste Fortifikation älter sein. Zur seit Langem gesuchten fürstlichen Burg des 13. Jh.s kann Verf.in nichts wesentlich Neues präsentieren, zu Rathaus, Kirchen, Spitälern usw. trägt sie die bekannten archäologischen und historischen Quellen zusammen. „Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts hatten sich grundlegende Stadtstrukturen herausgebildet“ (125). – Im Endergebnis stellt Vf.in fest, dass der Forschungsstand „nicht ausreicht, um die Genese Wismars detailliert nachzuzeichnen“ (127) – das gilt für den ältesten Siedlungskern, die Entwicklungsetappen der Stadt, die ersten Grundstücks- und Baustrukturen, die genauen Zeitverhältnisse. Sind also weiterhin alle Fragen offen? Immerhin zeigt sich rege Bautätigkeit ab den 1220er Jahren (mit ersten Ansätzen bereits im vorangehenden Jahrzehnt), was die Anfänge der städtischen Siedlung weiter eingrenzt. Die erste, noch bescheidene Stadtbefestigung, heute komplett verschwunden, kann ebenso charakterisiert werden wie das früh festgelegte Straßennetz; etliche interessante Haus- und Infrastrukturbefunde beleuchten eindrucksvoll die rasche, dynamische Herausbildung der Siedlung – ein enormer, das 13. Jh. prägender Wirtschaftsboom, günstige örtliche Voraussetzungen sowie eine beachtliche Aufbauleistung führten hier zur schnellen Entwicklung einer Großstadt. Dazu vermittelt die Untersuchung interessante Einsichten und schafft Grundlagen für die weitere Beschäftigung mit der mecklenburgischen Hansestadt.

Felix Biermann

Wismarer Beiträge (Schriftenreihe des Archivs der Hansestadt Wismar, 23, 2017). – Unter den neun Beiträgen sind hier die folgenden von Interesse. Luisa Radohs untersucht *Auf dem Weg zur Hansestadt. Die Stadtentstehung*

Wismars im 13. Jahrhundert im Spiegel archäologischer Quellen (4–23), aus den Grabungen seit den 1980er Jahren. Obwohl vieles noch im Dunkeln bleibt, gibt es Aufschlüsse zur Entwicklung des Straßennetzes, zur Entwässerung und zur ersten Stadtbefestigung. Hölzerne Hausbefunde liegen nur wenige vor, sodass zur Bebauung und zum Grundstücksgefüge nur vereinzelte Aussagen möglich sind. Ein erster Binnenhafen könnte an der Ostseite der Stadt gelegen haben. Joanna Olchawa beschreibt *Das Taufbecken der Neuen Kirche in Wismar. Fragment eines der ältesten Marktbrunnen des Mittelalters* (24–39) und vergleicht es mit anderen Brunnen und Darstellungen. Sie kann es als Hildesheimer Arbeit aus der Zeit um 1230 identifizieren. Maik-Jens Springmann setzt seinen Beitrag aus dem Vorjahr fort: *Der Hafenverkehr Wismars im 19. Jahrhundert im Spiegel der Akten der Akzisekammer Wismars. Teil 2: Beschaffenheit des Hafens, Eigenart des Handels und seiner Frachtfahrzeuge* (40–69). Dabei geht er bei der Betrachtung der ein- und auslaufenden Schiffe bis ins 17. Jahrhundert zurück. O. P.

Stralsunder Hefte für Geschichte, Kultur und Alltag, hg. von der Hansestadt Stralsund und dem Landkreis-Vorpommern-Rügen (Jg. 2017). – Unter den 16 Beiträgen des Heftes stellt Andreas Röpcke *Das Testament des Schweriner Domherrn Johannes Ghildehusen* (5) von 1382 vor, das sich als seltenes Dokument im Stadtarchiv Stralsund erhalten hat. Stefanie Brüggemann liefert mit *Die Stralsunder Blei- und Kiebenhieberstraße des ausgehenden 13. Jahrhunderts. Archäologische Ergebnisse der Straßensanierung* (23–27), insbesondere zu den Bebauungsresten und den dort angesiedelten Gewerben. O. P.

StraleSunth. Stadt-Schreiber-Geschichte(n) (Jg. 7/2017, Rostock, Verlag Redieck & Schade). – In Jg. 7 beschreibt Christoph Freiherr von Houwald *Revolution und Reformation – Das ‚Stralsunder Kirchenbrechen‘ im April 1525 und seine Folgen* (8–13), wobei es sich um Kirchenplünderungen und Tumulte handelte. Dirk Schleinert gibt einen Überblick über *Die Reformation auf Rügen* (14–19), Herbert Zorn plaudert über *Die Stralsunder Stadttore* (39–45) und Stefanie Brüggemann bietet über *Die Stralsunder Marienstraße des 13./14. Jahrhunderts – Archäologische Ergebnisse der Straßensanierung 2014* (130–136), für die sich der Bauboom seit dem Ende des 14. Jh.s auswirkte. O. P.

Stralsunder Bücherschätze mit Texten von Falk Eisermann, Jürgen Geiß-Wunderlich, Burkhard Kunkel, Christoph Mackert und Hartmut Möller (Wiesbaden 2017, Harrassowitz Verlag, 144 S., durchgehend farbige Abb.). – Der vorliegende Prachtband entstand offenbar in Reaktion auf

die deutschlandweite Skandalisierung der Verkäufe aus der Stralsunder Gymnasialbibliothek und zeigt den Reichtum der Sammlung der Stadt am Sund in ausgewählten, sehr beeindruckenden Beispielen, vorgestellt von ausgewiesenen Fachleuten. Konzipiert und redigiert wurde der Band von Burkhard Kunkel, dem vom Stralsunder Oberbürgermeister Beauftragten für den Kunst- und Kulturbesitz der Hansestadt Stralsund, der auch den Band einleitet und einen knappen Überblick über bisherige Würdigungen der Stralsunder Bücherschätze seit 1696 präsentiert. Er benennt die früheren Kloster- und Kirchenbibliotheken, die Rats- und die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bekannte Gymnasialbibliothek als Sammlungen, aus denen sich die jetzige Bibliothek speist. Bisher sind diese Zimelien öffentlich wenig bekannt, sieht man einmal von einer Stralsunder Kabinettsausstellung im Jahr 2003 und einer Ausstellung in Lissabon ab, zu der Stralsund eines seiner Bücher ausgeliehen hatte. Daher stellt der Band nun 24 Handschriften bzw. Handschriftenfragmente und 24 Inkunabeln und einzelne Frühdrucke vor. Dies geschieht in vier Abteilungen, wobei die erste verschiedene Ausgaben der Bibel, die zweite liturgische Bücher und Texte zur Andacht, die dritte Bücher aus dem Bereich der sieben freien Künste, der Naturwissenschaften und des Rechts und die vierte verschiedene Fragmente vorstellt. Die einzelnen Stücke sind in bestechender Qualität reproduziert, wobei man zumeist dem Muster folgt, in einem kleinen Bild eine Gesamtansicht des aufgeschlagenen Stückes zu präsentieren, um dann auf der gegenüberliegenden Seite ganzseitig ein herausragendes Detail zu zeigen. Besondere Einzelstücke werden auch auf mehreren Seiten vorgestellt wie die Vulgata aus der 1. Hälfte des 13. Jh.s oder die sogenannte Perlbibel mit ihren aufwändigen Buchmalereien. Ergänzt wird das um ein knappes Regest mit Titel, Beschreibstoff, Angabe des Umfangs, Entstehungsort und -zeit sowie der Signatur. Zudem gibt es jeweils einen kurzen erklärenden Text zu dem vorgestellten Exemplar, der Angaben zur Art des Textes, Entstehungszeit, Autor und Inhalt bietet. Der Band lädt durch seine Haptik, die schöne Gestaltung und natürlich den vielfältigen Inhalt zum Stöbern ein und vermittelt auch dem Hanseforscher einige Aha-Erlebnisse. Einmal mehr fragt man sich angesichts des schönen Corpus Iuris Civilis, der 1487/88 in Basel gedruckt wurde und der u. a. in Wismar eine zeitgenössische Entsprechung findet, warum jahrzehntelang von der rechtsgeschichtlichen Forschung behauptet wurde, im Norden habe man das Römische Recht nicht gekannt und nicht angewendet. Die zahlreichen Randglossen von verschiedenen Händen, die von eifriger Arbeit mit diesen Büchern zeugen, erzählen eine andere Geschichte. Interessant ist auch das in Stralsund vorhandene Exemplar des Missale Sverinense, das auch andernorts wenigstens fragmentarisch überliefert ist und bei Messen im Bistum Schwerin verwendet wurde. Nicht überraschend ist, dass in so einer Sammlung die Schedelsche Weltchronik nicht fehlen darf. Mit 1.800 Holzschnitten, u. a. der

schönen Stadtansicht von Lübeck, war sie das aufwendigste Druckerzeugnis ihrer Zeit und ein wahrer Bestseller – 1.300 Exemplare der Erstausgabe von 1493 lassen sich bis heute nachweisen! Zumindest als Fragment liegt eine sehr interessante, bisher nicht zugewiesene Chronik des Deutschen Ordens aus der Zeit kurz nach 1525 vor, die die Jahre seit 1119 umfasst. Auch der mit 2,11 m Länge beeindruckende Pergamentrotulus mit Annalen zur Stralsunder Geschichte, der um 1482 entstand, ist für die Hansegeschichte interessant und rückt durch diesen Band ins allgemeine Bewusstsein. Man kann sich nur wünschen, dass nicht nur Liebhaber alter Bücher und Fragmente dieses Buch in die Hand bekommen, sondern auch der eine oder andere Forscher neugierig auf die Schätze der Stralsunder Bibliothek wird und Nektar für die künftige Forschung daraus saugt. Nachdem die Greifswalder Wiegendrucke bereits vor Jahren wissenschaftlich erschlossen wurden, die Wismarer Fragmente gerade verzeichnet werden, ergeben sich aus der Gesamtschau sicherlich neue interessante Erkenntnisse zum geistigen Horizont in einigen der Wendischen Hansestädte, auf die man gespannt sein darf.

N. J.

Die Stralsunder Kirchen- und Schulordnung von 1525 mit Beiträgen von Norbert Buske, Heiner Lück und Dirk Schleinert (Beiträge zur Kirchen-, Kunst- und Landesgeschichte Pommerns, Bd. 20, Schwerin 2017, Thomas Helms Verlag, 135 S.). – Die Hilfe zahlreicher Sponsoren ermöglichte das Erscheinen dieses inhaltsschweren, schön gestalteten Buches zum deutschlandweit begangenen Reformationsjubiläum, deren erster sichtbarer, grundlegender Niederschlag in Stralsund die hier edierte Kirchen- und Schulordnung darstellt. Nach Geleitworten der Pröpstin der Propstei Stralsund und des Oberbürgermeisters der Stadt führt Norbert Buske, der beste Kenner der pommerschen Kirchengeschichte, in die „Geschichte des eigenständigen evangelischen Kirchenrechts in Stralsund“ ein. Er stellt zunächst die kirchenrechtliche und frömmigkeitsgeschichtliche Situation vor dem Erlass der Kirchen- und Schulordnung vor, charakterisiert dann knapp die Aufzeichnungen zu den „reformatorischen Auf- und Umbrüchen“ in der Stadt, nennt Beispiele für kritische Predigten und kirchliche Auseinandersetzungen, die in evangelische Predigten vor dem Erlass der vorgestellten Ordnung, zumeist auf den Friedhöfen mündeten. Sehr interessant sind der Abschnitt über die Proklamation der Reformation im Herzogtum Pommern im Jahr 1534 und die Haltung Stralsunds dazu: Die Stadt protestierte gegen die Kirchenordnung der Herzöge und verweigerte die landesherrliche Visitation, auf pommerschen Generalsynoden protestierte sie wiederholt gegen die pommersche Kirchenordnung. Buske schildert im Folgenden die Bemühungen in der Stadt um die Herausbildung einer eigenen Superintendentur und die Gestaltung eines eigenständigen Kirchenrechts in Stralsund inklusive eines

Geistlichen Ministeriums und eines Stralsunder Konsistoriums als notwendige Institutionen. Nach langen Auseinandersetzungen kam es zu Verträgen der Landesherrn mit ihrer wichtigsten Stadt, in denen u. a. die Visitationsrechte geregelt wurden. Eigene Abschnitte der Ausführungen Buskes beschäftigen sich mit Stralsund als Bündnispartner der schwedischen Großmacht und der Eingliederung der Stadt in die preußische Landeskirche. Hier zeigt er, dass die in der Reformation geschaffenen Institutionen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wirkten und erst durch das Statut des Stralsunder Rates von 1882 kassiert wurden. Noch 1924 musste Preußen Sonderrechte u. a. Stralsunds anerkennen, die aus der Reformationszeit stammten und einer einheitlichen Kirchenorganisation lange im Wege standen.

In einem zweiten Abschnitt untersucht der Hallenser Rechtshistoriker Heiner Lück die Stralsunder Kirchen- und Schulordnung unter rechtlichen Aspekten. Zunächst trifft er Aussagen zur Quellengattung Kirchenordnung, die vor allem nach der Reformation in verschiedenen Formen auftauchen. Entweder wurden sie vom Landesherrn oder einzelnen Städten erlassen, im Einzelfall auch „nur“ von Theologen ohne Autorisierung der Obrigkeit erarbeitet. Da das bewährte kanonische Recht von Luther und seinen Anhängern entschieden abgelehnt wurde, musste das Vakuum möglichst schnell gefüllt werden, gab es doch ständig Probleme, auf die reagiert werden musste: Kirchenzucht, Armenversorgung, Schulwesen, Eheschließung oder Zeremonien bestimmten den Alltag der Menschen – ein Vakuum durfte nicht zugelassen, eigene Ordnungen mussten auf der Grundlage des Reichsabschiedes von Speyer aus dem Jahre 1526 ausgearbeitet und durch den Druck bekanntgemacht werden. Lück äußert sich zu Autoren und Inhalten dieser Ordnungen, bevor er sich mit Struktur, Schöpfern und Inkraftsetzung der Stralsunder Kirchenordnung von 1525 auseinandersetzt. Dabei analysiert er die Ordnung, geht auf den Kampf um ihre Veröffentlichung ein und stellt Johannes Aepin und Johannes Sengestake als Verfasser der Ordnung vor. Des Weiteren geht er auf weitere kirchenordnende Normen bis 1542 ein. Lück schätzt die Ordnung als „noch etwas unfertig und unbeholfen“ ein (73), gesteht den Stralsundern aber auch zu, dass sie sich aufgrund ihrer Vorreiterrolle an keinem etablierten Vorbild orientieren konnten, sondern selbst Recht schöpfen mussten und ihren Beitrag leisteten in eine „lutherisch-evangelische Zukunft der Stadt Stralsund, des Herzogtums Pommern und darüber hinaus letztlich der anderen protestantischen Städte und Territorien des Alten Reiches“ (73). Der Stralsunder Stadtarchivar Dirk Schleinert legt schließlich die Transkription der zuvor abgedruckten Quelle vor, es folgt die von Carl Ferdinand Fabricius im Jahre 1835 herausgebrachte Übersetzung. Ein kurzes Literaturverzeichnis, ein Personen- und Ortsregister beschließen das gelungene Buch, das einen würdigen Beitrag zum Reformationsjubiläum Stralsunds darstellt.

N. J.

Beata Wywrot-Wyszowska und Andrzej Janowski stellen in dem Artikel *Mieszkański pas naddługi z późnośredniowiecznego Kołobrzegu* (Kwartalnik Historii Kultury Materialnej 65/2, 2017, 209–219) einen während der Ausgrabungen in Kolberg gefundenen, sehr gut aufbewahrten Gurt vor. Die genaue Analyse der Beschläge auf dem aus Hirschleder hergestellten Objekt erlaubt die Datierung auf das 15. Jh. Die Forscher sind dabei der Meinung, es handle sich um ein Bekleidungsstück, welches der städtischen Mittelschicht zuzuordnen sei.

A. P. O.

OST- UND WESTPREUSSEN Roman Czaja eröffnet seinen Text zu Beziehungen zwischen dem Rat und der Gemeinde der drei Königsberger Städte *Rada i gmina w Królewcu na początkach XVI wieku* (in: *Cum gratia et amicitia. Studia z dziejów osadnictwa dedykowane Pani Profesor Marcie Młynarskiej-Kaletynowej z okazji 65-lecia działalności naukowej*, hg. von Dagmara Adamska, Krystian Chrzan und Aleksandra Pankiewicz, Wrocław 2017, Instytut Archeologii i Etnologii Polskiej Akademii Nauk, 301–311) mit der wohl berechtigten Bemerkung, die Stadt Königsberg werde in den letzten Jahren immer mehr zum Objekt intensiver Forschungsarbeiten. Der Forscher erarbeitet in seinem Aufsatz, wie in den ersten Dekaden des 16. Jh.s die Gemeinden der Königsberger Städte eine größere Selbstständigkeit in der Politik erreichten. Dieser Prozess wurde beschleunigt sowohl durch die Räte der Städte wie auch durch den Deutschen Orden.

A. P. O.

Einer ähnlichen Thematik widmet sich der Autor vergleichend im Artikel *Städtische Gemeinden im mittelalterlichen Preußen und Livland – zwischen Rats Herrschaft und bürgerlicher Partizipation* (in: *Annales Universitatis Mariae Curie-Skłodowska Lublin–Polonia, Sectio F, 72, 2017, 121–135*). Er schlägt ein Entwicklungsmuster vor, welches in unterschiedlichen Perioden in allen Städten der Region vorkam, in dem während der Konflikte die Räte versuchten, ein Bild der egalitären Gemeinschaft zu kreieren. Dabei verweist er darauf, dass diese Selbstdarstellung nicht unbedingt mit den tatsächlichen Verhältnissen in der Stadt übereinstimmte.

A. P. O.

Wiesław Długokęcki bietet in seinem Aufsatz *Zur Geschichte der Führungsschichten in Königsberg und Marienburg in der Zeit des dreizehnjährigen Krieges. Ein Beitrag zum Austausch von städtischen Machteliten* (Zapiski Historyczne 82/1, 2017, 36–70) eine prosopografische Studie der Führungsgruppen von Königsberg und Marienburg und der Möglichkeiten des Austausches zwischen ihnen unter Kriegsumständen. Dabei kann er nachweisen, dass Versprechen der Freizügigkeit inklusive des Vermögens von den beiden kämpfenden Seiten nicht eingehalten wurde, da sowohl der Deutsche Orden wie auch der polnische

König danach strebten, die Immobilien und Mobilien der Gegner zu konfiszieren und an die eigenen Anhänger zu verleihen. *A. P. O.*

Cezary Kardasz widerlegt in seinem Text *Economic relations between Gdańsk and Königsberg in the years 1466–1525*, (*Zapiski Historyczne* 82/1, 2017, 37–54) die allgemein akzeptierte These, die Kontakte zwischen Danzig und Königsberg seien nach dem 2. Thorner Frieden zusammengebrochen. Er verwendet eine bis jetzt vernachlässigte Quelle, nämlich die Korrespondenz zwischen den Städten, um die Kontakte zwischen den zwei Städten zu untersuchen, und kann nachweisen, dass sie lebhaft blieben. *A. P. O.*

Marcin Grulkowski stellt die Bücher der Minderjährigen Danzigs in einer Volltextedition vor: *Księgi małoletnich Głównego Miasta Gdańska z XV wieku (Studia i Materiały do Dziejów Kancelarii w Gdańsku, Seria B: Księgi Kamlarskie, Warszawa 2017, Instytut Historii PAN)*. Die Edition umfasst zwei Bücher aus der Zeit 1441–1460 und 1451–1460 und ist mit einer Einleitung und mit Indices versehen. Die Beschreibung der Quellen ist sehr sorgfältig, die Lagen sind sowohl mithilfe der U-Schema- wie auch mithilfe der deutschen Lageformel dargestellt, die Schreiberhände werden nicht nur beschrieben, es werden auch entsprechende Ausschnitte aus den Bücher farblich abgebildet. Der Band ist mit bunten Faksimiles sehr umfangreich bebildert. *A. P. O.*

Beata Możejko stellte im Text *The Seven Voyages of the Great Caravel Peter von Danzig – a New Type of Ship in the Southern Baltic in the Late Medieval Period* (in: *Wasser in der mittelalterlichen Kultur. Gebrauch – Wahrnehmung – Symbolik*, hg. von Gerlinde Huber-Rebenich, Christian Rohr und Michael Stolz, *Das Mittelalter/Beihefte*, Bd. 4, Berlin 2017, De Gruyter, 229–241) die Geschichte der Karavelle Peter von Danzig dar, die den besonderen Ruhm genießt, dass sie zum Raub des Bildes „Jüngstes Gericht“ von Johan Memling diente. Die Autorin beschreibt die Geschichte des Schiffes, dessen Einsätze und die dahinterstehenden Konflikte. *A. P. O.*

Andrzej Radziwiński beschäftigt sich erneut mit der Problematik der Rolle der Thorner Pfarrkirche St. Johannes des Täufers und St. Johannes des Evangelisten in dem Text *Die Pfarrkirche St. Johannes des Täufers und St. Johannes des Evangelisten in der Sakraltopografie der Stadt Thorn im Mittelalter* (*Bulletin der Polnischen Historischen Mission* 12, 2017, 51–73). Er erstellte Listen der Pfarrer, beschreibt die Beteiligung sowohl des Thorner Stadtrats wie auch der Kulmer Bischöfe und stellt die Schenkungen an die Kirche zusammen. *A. P. O.*

Księga ławnicza Starego Miasta Torunia (1479–1515), hg. von Krzysztof Kopiński, Krzysztof Mikulski, Janusz Tandecki *Teil 1: 1479–1501, Teil 2: 1502–1515* (Towarzystwo Naukowe w Toruniu, Fontes 113, Toruń 2018, xxxvi, 998 S.). – Das Ende 2018 in der Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Toruń als 113. Band der Reihe ‚Fontes‘ erschienene „Schöffnenbuch der Altstadt Thorn (1479–1515)“ stellt eine weitere Quellenedition aus den reichen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Beständen des Thorner Stadtarchivs dar. Es handelt sich um das chronologisch vierte Buch einer langen Reihe von über 50 (Alt)Thorner Schöffnenbüchern, die zwischen 1363 und 1792 bei städtischen Schöffengerichten entstanden und bis heute vorhanden sind. Die drei vorhergehenden Bücher sind 1936, 1992–1993 und 2007 erschienen. Die Herausgeber des hier besprochenen Schöffnenbuches, Krzysztof Mikulski, Krzysztof Kopiński und Janusz Tandecki (alle von der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń) sind erfahrene Geschichtsforscher, von denen die zwei letzten auch die Edition des vorigen Schöffnenbuches 2007 vorbereitet haben. Bei der Bearbeitung des Quellentextes wurden die Richtlinien von A. Wolff und W. Heinemeyer berücksichtigt. Wegen der Größe des Pergamentkodex, der 522 beschriftete Seiten umfasst, wurde die Edition in zwei Teilbände geteilt, mit Beibehaltung durchgehender Pagination (entsprechend: 1–496 und 497–998). Außer der Quellentextausgabe beinhaltet die Edition eine zweisprachige (poln./dt.) Einleitung und zwei umfassende (insgesamt 198 Seiten) Register – Personen- und Ortsregister sowie Sachregister.

Als schriftliches Zeugnis der Tätigkeit der spätmittelalterlichen städtischen Schöffnenbankgerichte enthält die herausgegebene Quelle verschiedenartige Inhalte. Einerseits bezeugt sie viele Aspekte der städtischen Gerichtspraxis, nicht nur bezüglich der Stadtbürger, sondern auch der Geistlichen, Minderjährigen und Frauen. Andererseits zählen die vielfältigen Daten zum Wirtschaftsleben der Thorner Bürger (wie z. B.: Vermögensstand und -teilungen, Schulden, Renten, Immobilienkauf, -verkauf und -wechsel) zu den wichtigsten in dem Buch überlieferten Informationen. Genauso zahlreich sind direkte und indirekte Hinweise auf dem Feld von Familienbeziehungen, was die Edition zum wichtigen Quellenwerk für die Personen- und Familienforschung, als auch für prosopografische Studien der Thorner Stadtgemeinde macht. Als vierter Hauptbereich, zu dem das Schöffnenbuch eine enorme Anzahl von Informationen liefert, ist das Alltagsleben bzw. die Alltagsgeschichte zu nennen (z. B. Inventare bzw. Verzeichnisse von Rüstung, Gebrauchsgegenständen, Kleidung und Schmuck). Nicht zuletzt liefert die Quelle auch viele Angaben zur Stadtopografie. Somit bildet die Edition ein wertvolles Quellenwerk sowohl für lokale (Thorner) als auch regionale (Preußen) und überregionale (Hanse) angelegte Stadtgeschichtsforschung. *Krzysztof Kwiatkowski*

Westeuropa

Bearbeitet von *Jeroen F. Benders*

Werner Scheltjens, *Dutch Deltas. Emergence, Functions and Structure of the Low Countries'. Maritime Transport System, ca. 1300–1850* (Brill's Studies in Maritime History, 1, Leiden 2015, Brill Verlag, xiv, 326 S., 29 Abb., 26 Graf., 5 Fig., 5 Kt.). – Dieses Buch enthält die Resultate eines Forschungsprojekts im Rahmen des von der niederländischen NWO finanzierten Projekts *Soundtoll Registers Online*. Es handelt dabei nicht – wie vom Autor zurecht betont – vom maritimen Handel im späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit als Wirtschaftsphänomen, sondern es konzentriert sich auf die Träger, die diesen Handel erst möglich machten. Es ist zweifelsohne lobenswert, dass Scheltjens versucht hat mit diesem Buch eine Nische in der ausgebreiteten historiografischen Tradition über die wirtschaftliche Bedeutung des niederländischen internationalen Seehandels für die Republik zu füllen. Scheltjens zeigt, wie sich der Transportsektor in den Niederlanden entwickelt hat, sowie dessen Strukturen und sein Funktionieren. Für seine Analyse hat Scheltjens eine geografische Perspektive gewählt, um damit die wirtschaftliche Dynamik innerhalb der unterschiedlichen Regionen untersuchen zu können und um die funktionale Positionierung von individuellen Orten und deren Schiffern in den sich entwickelnden ‚distribution networks‘ Nordwest-Europas zu folgen.

Für seine Untersuchung definiert der Autor drei Deltas: zum Ersten das Delta der Flüsse Schelde, Maas und Rhein (mit Middelburg, Dordrecht, Rotterdam und Antwerpen als zentralen Orten), zum Zweiten die Region der Zuiderzee (mit Amsterdam, Hoorn, Enkhuizen, Kampen und die friesische Waddeninsel als ‚gateways‘) und zum Dritten das Delta von Lauwers, Dollart und Ems (mit Groningen und Emden als zentralen Orten). Für die Analyse des Transportsektors hat der Autor überarbeitete, meistens schon publizierte Quellenausgaben verwendet. Aber zum größten Teil sind die *Sound Toll Registers Online* benutzt worden, nämlich die digitalisierten Register des dänischen Sundzolls mit über 1,8 Millionen Schiffspassagen zwischen 1497 und 1857. Um eine statistische Analyse zu ermöglichen, mussten Maße und Gewichte, aber auch Toponyme und Personennamen der Schiffer konvertiert bzw. standardisiert werden. Die zahlreichen Anhänge am Ende des Buchs (die über 120 Seiten des Buchs einnehmen) zeigen, dass Scheltjens eine bewundernswerte Leistung erbracht hat.

Im ersten Kapitel wird die geografische Dynamik innerhalb der unterschiedlichen Regionen zwischen circa 1300 und 1850 untersucht. Dazu wird eine räumliche Analyse von der Positionierung der von Scheltjens identifizierten Transportgemeinschaften in den drei Deltas angeboten. Des Weiteren werden

auch deskriptiv die Funktionswandlungen innerhalb dieser Regionen behandelt. Als methodologisches Instrument wird für die räumlichen Zusammenhänge und die wichtigsten Transportrouten der sogenannte ‚location coefficient‘ (LC) benutzt. Die Figuren 1 bis 4 (S. 33, 37, 42 und 51) zeigen deutlich die räumlichen Prozesse in der Entwicklung des Transportnetzwerkes innerhalb der einzelnen Deltas. Scheltjens zeigt sehr überzeugend wie am Anfang des 14. Jh.s die unterschiedlichen Regionen quasi-autonom funktionierten. Diese basierten auf der Entwicklung eines Städtenetzwerks mit einem ‚gateway‘ in jeder Region. Im Laufe des 17. Jh.s konzentrierte sich der maritime Transportsektor in einem ‚gateway‘ für mehrere Deltas (Amsterdam). Hatten bis dahin die Schiffer ihre Reisen von ihrem eigenen Wohnort begonnen, traten ab circa 1660 die sogenannten ‚sekundären‘ Städte als Anfangsorte der Transportrouten immer mehr in den Hintergrund.

Im zweiten Kapitel werden vor allem die Funktionen von Häfen innerhalb des Handels- und Transportnetzwerks analysiert durch die Rekonstruktion der Transportrouten, nicht nur durch das Aufzählen einzelne Parameter wie Frequenz von Schiffsdurchgängen in den einzelnen Häfen, sondern auch unter Einbeziehung von Funktionen der Häfen während der einzelnen Transportbewegungen. Hier wird vor allem analysiert, in welchem Maße unterschiedliche Arten von Häfen (gateways, entrepôts, hubs und marinas) als Ausgangs- oder Zielort für Transporte benutzt wurden durch die Schiffer, über die Kalkulation der *transport-trade ratio* (70–71). In der Region der Zuiderzee war z. B. die Position von Amsterdam sehr dominant, und Schiffer aus dem Zuiderzee Delta haben bis circa 1750 vor allem Transportdienste für die eigene Region geleistet, während nach 1750 die Schiffer aus der Zuiderzee Region vor allem Handelswaren in andere Regionen außerhalb des eigenen Deltas transportierten.

Im nächsten Kapitel wird vor allem untersucht, wie der niederländische Transportsektor während der Frühen Neuzeit auf sich verändernde Produktions- und Konsumverhältnisse bzw. Nachfrage- und Angebotsentwicklungen im Rahmen der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung Europas reagiert hat. Hier steht vor allem der Getreidehandel zwischen dem Baltikum und den Niederlanden im Mittelpunkt. In diesem Teil zeigt Scheltjens, dass die Dominanz von Amsterdam im Getreidehandel während des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jh.s langsam erodierte. Der Anteil der Route Danzig-Amsterdam im gesamten Getreidehandel in der Periode 1700–1729 sank von 52 % auf nur 3 % im Zeitraum 1790–1819. Er zeigt auch, dass während des 18. Jh.s neue Transportrouten ‚eröffnet‘ wurden, was in einem sehr differenzierten Transportsystem resultierte, in dem kein einziger Ort wirklich dominant werden konnte.

In dem ziemlich kurzen vierten Kapitel werden die Wohnorte und das damit einhergehende Problem der ‚virtual migration‘ der Schiffer nach politisch neutralen Wohnorten in Kriegszeiten besprochen, um ihre Transportaktivitäten

weiterführen zu können. Die meisten niederländischen Schiffer wurden in dem Sundzollregister registriert mit ein oder zwei Domizilen innerhalb des gleichen Deltas; vor allem für das Zuiderzee Delta konstatiert Scheltjens eine hohe Zahl verschiedener Wohnorte der gleichen Schiffer (135).

Das Buch *Dutch Deltas* bietet eine ganz neue Sicht auf den Transportsektor im frühneuzeitlichen Nordwest-Europa. Vor allem die innovative Methodologie ist beeindruckend: Die statistischen Bearbeitungen heben diese Studie von einem deskriptiven Niveau auf eine integrierte Analyse des Transportsystems und damit der Handelsnetzwerke, die die sehr interessante geografische und funktionale Dynamik dieses Systems und die Korrelationen zwischen verschiedenen Parametern sehr deutlich hervorhebt. Das ist leider auch die große Schwäche dieses Buch: Über die Einflüsse institutioneller, politischer oder sozialer Faktoren auf die Entwicklung des Transportsektors lesen wir kaum etwas: Diese Themen werden nicht strukturell thematisiert und ausgearbeitet. So erweckt dieses Buch letztendlich den Eindruck, als ob dieses System fast autonom funktionierte. Weiterhin muss leider auch konstatiert werden, dass der Untertitel mehr Hoffnung macht, als tatsächlich in dem Buch behandelt wird: Die Zeitspanne 1300–1600 wird eigentlich nur in Kapitel 1 aufgeführt, und auch nur als Ansatz für die nachfolgenden Analysen auf Grund der Sundzoll Register, die erst ab 1574 eine statistische Bearbeitung zulassen. Wir lesen auch kaum etwas über die Transportausstattungen in den ostniederländischen Hansestädten im späten Mittelalter, was auch etwas mit dem Bias in der hollando-zentrischen Historiografie zu tun hat, was übrigens auch von Scheltjens selbst konstatiert wird (7). Weiterhin kann man auch noch Fragezeichen setzen bei der Repräsentativität der benutzten Quellen, vor allem für das Delta der Schelde/Maas/Rhein wegen der westlicheren und südlicheren Orientierung (England, Mittelmeergebiet und auch Asien!) dieses Gebietes. Die im Anhang kalkulierten ‚location coefficients‘ können wegen dieser Quellenschiefelage die Zahlen stark beeinflussen. Das alles verhindert aber nicht, dass dieses Buch einen ganz neuen Blick eröffnet auf das Funktionieren des niederländischen Transportsektors und neue Ansätze für eine weitere Erforschung der Wirtschaftsgeschichte Nordwest-Europas liefert.

Rudolf Bosch

Skandinavien

Bearbeitet von *Carsten Jahnke*

DÄNEMARK. Der Übergang von der Kaufmannssiedlung in Haithabu am Südufer der Schlei ins heutige Schleswig am Nordufer des Fjordes ist eines der interessantesten, wenn auch bis heute nicht abschließend geklärten Phänomene bei der Entwicklung protourbaner Handelszentren in Nordeuropa.

Es ist daher mehr als zu begrüßen, wenn einer der ausgewiesenen Kenner dieser Materie, Christian Radtke, einen neuen Überblick zu diesem Thema wagt: *Noch einmal Haithabu-Schleswig: Adam von Bremen und die Skalden, Siedlungstransfer und Systemtransformation* (in: Archäologische Nachrichten (aus) Schleswig-Holstein 2017, Kiel 2018, Wachholtz Verlag, 84–103, 7 Abb.). Ausgangspunkt der Überlegungen des Vf.s sind bekannte Hinweise zu Haithabu/Schleswig, die sich vor allem bei Adam von Bremen sowohl im Haupttext wie auch in den etwas späteren Scholien finden lassen. Diese Textstellen werden nun von Vf. zusammen mit den neuesten Erkenntnissen der archäologischen und numismatischen Forschung wie auch der Skaldendichtung zu einer neuen Interpretationsgrundlage verwoben. Folgt man dem Vf., und es sprechen im Moment sehr viele Gründe für diese Überlegungen, so ergab sich eine systemische Trennung in einen klerikalen und vielleicht herrschaftlichen Bereich am Nordufer der Schlei schon zu Beginn des 11. Jh.s, der mit dem „deutschen“ Namen Schleswig bezeichnet wurde, wohingegen der Handel noch bis 1050 in der Südsiedlung abgefertigt wurde, die den nordischen Namen Hedeby behielt. Nach Vf.s Überlegungen, beruhend auf textkritischen und archäologischen Analysen, erfolgte die völlige Zerstörung und Aufgabe Hedebys dann schon 1050, und nicht wie bisher angenommen 1066.

Die von Vf. vorgebrachten theoretischen Überlegungen wie auch die nun in die Gesamtinterpretation eingebrachten archäologischen Erkenntnisse sind eine wesentliche Bereicherung der Forschung zur Vorgängerstadt Lübecks. Zwar ist es an ein oder zwei Stellen schwer, der Logik des Vf.s aufgrund der Kürze der Ausführungen vollständig zu folgen (85f. und 90f.), doch erscheint der vorgebrachte Ansatz in sich überzeugend zu sein. Es wird sich zeigen, ob die hier vorgebrachten Thesen durch zukünftige archäologische Funde bestätigt werden können oder ob die Archäologie die Geschichtsschreibung wieder in eine andere Richtung lenkt – „Pánta chorei kai oudèn ménei“. C. J.

Die Frage nach der Rolle und dem Organisationsgrad frühmittelalterlicher Kaufmannsgruppen beschäftigt die Forschung schon seit dem Ausgang des 19. Jh.s. Hierbei werden die wenigen bekannten Quellen immer wieder dem herrschenden Forschungswind angepasst, ohne dass wirklich sicherere Ergebnisse gewonnen werden könnten. Die einzigen neuen Quellen, die das Bild wirklich verändern können, liefern daher die archäologischen Ausgrabungen an den wichtigen europäischen Handelsplätzen wie Dorestad, Haithabu oder Sigtuna. Diese Quellen in das Forschungsgefüge einzubauen ist das Anliegen von Christian Radtke in seinem Beitrag *Auf der Suche nach den Anfängen einer Fernhändlergilde in Haithabu und Schleswig. Ein historischer Längsschnitt ca. 800–ca.1200* (in: Interaktion ohne Grenzen. Beispiele archäologischer Forschungen am Beginn des 21. Jahrhunderts, Bd. 2, Festschrift für Claus von

Carnarp-Bornheim zum 60. Geburtstag, hg. von Berit Valentin Eriksen, Angelika Abegg-Wigg u. a., Schleswig 2017, 693–706). Ausgehend von in Haithabu geprägten Münzen (KG 3–4, ca. 920–950) mit u. U. christlichen Motiven über die Funde von Miniaturankern sowie einer dazugehörigen Gussform in Haithabu und Sigtuna und dem nun rekonstruierten Aufbau des Haithabu-Hauses Nr. 1 mit einem leeren Vorraum und u. U. einem Abfluss an dessen Nordecke kommt Vf., einer der ausgewiesenen Experten für Gilden in Schleswig/Haithabu, zu einer Gesamtübersicht über das Gildewesen seit dem 8. Jh.

Bei der Lektüre dieses Beitrages ist eine deutliche Diskrepanz festzustellen. Auf der einen Seite muss festgehalten werden, dass die Übersicht über die Entwicklung des Gildewesens per se sowie auch der numismatischen und archäologischen Erkenntnisse den neuesten Stand der Forschung widerspiegelt und auch quellenmäßig wohl basiert ist. Auf der anderen Seite beruht allerdings die Kombination der drei Forschungsrichtungen auf (sich gegenseitig befruchtenden) Spekulationen, die zu einem Gesamtkonzept weiterentwickelt werden. So ordnet Vf. die Produktion der Haithabumünzen nun einer Kaufmannsgilde zu, ohne dass zum einen die Funktion dieser Wertäquivalente überhaupt diskutiert wird, zum anderen festgehalten wird, ob es sich um regelmäßig verurteilte Münzen oder um Äquivalente handelte, die über einen längeren Zeitraum und einen größeren Bereich akzeptiert wurden (siehe hierzu Roger Svensson in diesem Band) und drittens die ökonomischen und politischen Voraussetzungen für Münzprägungen überhaupt zu diskutieren (siehe wiederum u. a. R. Svensson). Die hier angestellten Spekulationen sind zwar durchaus kluge, weiterentwickelte Ideen aus der Forschung, haben aber letzten Endes die ökonomisch-historischen Grundlagen verlassen.

Das Gleiche ist für die Idee einer Gildehalle der „Ankergilde“ in Haithabu zu konstatieren. Auf der einen Seite haben wir relativ viele Funde von bleiernen Miniaturankern in Haithabu und an anderen Handelsplätzen, die einen Zusammenhang mit der Schleisiedlung aufweisen, wo auch eine Gussform gefunden wurde. Einer dieser Anker wurde auch im Haus Nr. 1 in Haithabu gefunden. Dieses Haus weist einen leeren Raum auf, der einen Abfluss besaß, der als Abtritt interpretiert wird. Das sind die bisherigen archäologischen Fakten. Vf. nun macht die Anker zu einem Symbol einer Kaufmannsgilde. Da einer dieser Gegenstände im Haus Nr. 1 gefunden wurde, wird der (fund-)leere Raum nun von ihm als Versammlungsort der Gilde angesprochen. Das wird zwar von ihm durchaus zurecht noch als Spekulation angeführt, wenn er erklärt, „nicht eine ‚Beweisführung‘ im Sinne von ‚Faktizität‘ soll hier versucht werden, sondern ein stimmiges ‚Narrativ‘ zur notwendigen Kombination von Befund, Fund und Funktion“ (697, Sp. 2), allerdings stellt sich die Frage nach dem Sinn eines solchen Narratives. Die Frage nach dem sonstigen

Vorkommen von Aborten sowie des Toilettenverhaltens der protourbanen Bevölkerung wird ebenso wenig diskutiert wie andere mögliche Funktionen von Bleiankern, die u. U. ja auch Amulettfunktion für die zur See Fahrenden gehabt haben könnten, die generelle Funktion dieser Räume in Haithabu und Dorestad (die von ihm selbst teilweise als „Ladenräume“ angesprochen werden) wie auch die Tatsache eines nur einzigen (sic!) Fundes eines solchen Bleiankers im Haus Nr. 1, der ja auch durch Verlust eines solchen durch einen Käufer oder anderweitigen Besuchers erklärt werden könnte.

Die hier vorgebrachte Kritik bezieht sich dabei nicht auf die Kombination von neuem archäologischen Material und anderen historischen Quellen, sondern auf die zu losen Grundlagen, auf denen die Spekulationen aufgebaut werden, die aller Erfahrung nach aber dann wiederum in die Interpretation archäologischer Funde einfließen. Es ist durchaus ein reizvoller Gedanke, die Bleianker als Vereinssymbol zu interpretieren, zumal wir ja täglich von Rockerjacken und Vereinsschals umgeben sind, der Vf. bleibt allerdings den Beweis schuldig, dass es diese Form der symbolischen Repräsentation von Eidesgruppen zu dieser Zeit gegeben hat, da Funktion der von ihm angeführten Alsengemmen ebenfalls nur auf einer gelehrten Interpretation beruhen (697).

Es soll daher abschließend festgehalten werden, dass die hier genannten Überlegungen als Spekulationen durchaus einer Diskussion wert sind. Zur Bestimmung ihres Wahrscheinlichkeitsgehaltes fehlen aber noch viele, vielleicht auch zu viele Einzelüberlegungen.

C. J.

Die Katalogisierung und Bestimmung von Münzen im hohen Mittelalter wirft in Dänemark schon seit längerer Zeit wesentliche Fragen auf, Fragen die durch die zahlreichen Detektorfunde jedes Jahr wieder von neuem aufgebracht werden müssen. Es ist daher erfreulich und sinnvoll, wenn Helle W. Horsnæs und Michel Märcher zumindest eine vorläufige Zwischenbilanz ziehen (*Mønttyper og møntsteder, datering og distribution. Potentiale og problemstillinger ved studiet af danske mønter fra midten af 1200-tallet*, in: Kuml, Årbog for Jysk Arkæologisk Selskab 2017, 91–121, Abb. und engl. Zus.). Die grundlegenden Fragen, die von ihnen aufgeworfen werden, beziehen sich dabei auf den Zusammenhang von Fundorten und den vermuteten Prägestellen, d. h., ob man einen Zusammenhang zwischen einer Fundhäufung und einer vermuteten Prägestelle ziehen kann. Anhand von eindeutig unter König Abel (1250–1252) geprägten Münzen werden diese und andere Zuordnungsfragen von den Vf.n anhand der neueren Funde besprochen und einem Zwischenfazit unterworfen.

C. J.

Historische Coffee-table-books sind im Trend, sie sind hübsch anzusehen und machen sehr viel her – sie sind aber auch sehr unpraktisch. Bücher dieser

Art können einen weder auf Reisen noch ins Bett begleiten (auf jeden Fall ist davon aus gesundheitlichen Gründen abzuraten), noch sind sie platzsparend auf einem Schreibtisch unterzubringen. So oder so ähnlich kann auch ein Fazit für das neue Monumentalwerk *Danmarks byer i middelalderen* (hg. von Hans Krongaard Kristensen und Bjørn Poulsen, Aarhus 2016, Aarhus Universitetsforlag, 560 S., zahlr. Abb. u. Kt.) gezogen werden. In sechs Großkapiteln und zahlreichen Exkursen beschreiben die beiden Verf. die Entwicklung des dänischen Städtebildes von den Anfängen bis zur Reformation. In der Einleitung (Introduktion, 13–34) wagen die Vf. sich nicht nur an eine historiographische Übersicht über die (relativ spärliche) Literatur zum dänischen Städtewesen, sondern sie versuchen auch, eine Definition zum Begriff der Stadt zu entwickeln (*Byens væsen*, 13–17). In den folgenden Kapiteln (Den ældste tid: Ca. 500–1000, 35–60; Den tidlige middelalders nye byer: 1000–1150, 61–116; Højmiddelalderens ekspansion: 1150–1350, 117–266 und Senmiddelalderen: 1350–1550, 267–446) wird ein systematischer Überblick über viele Aspekte der Stadtentwicklung gegeben, wobei die archäologischen Teile von Hans Krongaard Kristensen und die historischen von Bjørn Poulsen bestritten werden, womit zwei der profiliertesten Kenner für dieses Gebiet geworben werden konnten.

Das Interesse der Autoren erstreckt sich dabei nicht nur auf die Stadtentwicklung als solche, die Bebauung, die Stadtbefestigungen, kirchliche und bürgerliche Einrichtungen, sondern beide behandeln auch moderne Themen, wie das Ökosystem Stadt (*Byen som økosystem*, 260–266), soziale Einrichtungen wie Gilden und Einrichtungen oder die Zeit in der Stadt, als ein hör- und sichtbares Unterscheidungsmerkmal zwischen Land und Stadt. Daneben werden (selbstverständlich) auch Aspekte des Handwerks und Handels in und zwischen den dänischen Städten behandelt. Zahlreiche hochkarätige Abbildungen, Grafiken und Karten geben weitere Auskünfte und visuelle Zusammenfassungen des Gesagten. Insgesamt ist es den beiden Vf. dabei gelungen, ein grundsolides Standardwerk auf dem neuesten dänischen Forschungsstand zu liefern, das als gelungene Zusammenfassung des Wissens der letzten einhundert Jahre gelten kann und damit sehr lange Bestand haben wird.

Bei so viel Lob muss aber auch Kritik geübt werden – und leider nicht nur am äußeren Umfang dieses in vielerlei Hinsicht schweren Werkes. So haben sich zum einen Fehler und Widersprüche z. B. in den Karten oder zwischen den Karten und dem Text eingeschlichen. U. a. wird auf der Übersichtskarte über die dänischen Städte zwischen 700 und 1536 (19) der schleswigsche Ort Kappeln genannt, der zwar diese Ehre sicherlich verdient hätte, der aber erst 1842 zum Flecken und erst 1870 zur Stadt gemacht wurde oder wird auf der Karte Seite 66 (Städte vor 1150) das schonische Åhus nicht gezeigt, obwohl es schon 1149 nachweislich im Besitz des Erzbischofes von Lund

war (152). Ebenso gibt es keinen Beleg dafür, dass Blekinge 1060 zum Stift Lund gehört hätte (114), hier wäre eine chronologische Entwicklung zu berücksichtigen gewesen. Ebenso ist es nicht ganz eindeutig, wenn z. B. in der Bildunterschrift zu Bild 4.4.13 behauptet wird, dass die abgebildete Urkunde vom Bischof von Roskilde und der Stadt Kopenhagen besiegelt wurde. Auf dem Bild hängt nur das Siegel des Bischofes mittig unter der Urkunde, selbst wenn in der Corroboratio vom Siegel des Bischofes und der Stadt die Rede ist (Dipl. Dan. II.1, Nr. 138). Ebenso kamen die Skånelande (vor allem Lister und Blekinge) erst am Ende des 12. Jahrhunderts zu Dänemark, weshalb ihre Behandlung im Kapitel 3 (1000–1150, hier 58) chronologisch unzulänglich ist. Auch schwankt die Schreibweise der Orte in irritierender Weise, z. B. für Eckernförde, welches in der Karte Seite 19 Egernfôrde, auf Seite 25 und im Register aber Eckernfôrde heißt, wie auch die Lundener Kathedralschule als (angeblich) älteste Schule Dänemarks in der Liste (161) fehlt. Diese und andere Fehler sind zwar ärgerlich, es muss aber eingeräumt werden, dass bei dem Umfang des vorliegenden Werkes Nachlässigkeiten solcher Art kaum ins Gewicht fallen.

Schwerer wiegen hier schon inhaltliche Fragen, von denen an dieser Stelle nur einige wenige diskutiert werden sollen. So ist es u. a. auffällig, wie wenig definiert die Vf. mit dem Begriff des Kirchspiels (*sogn*) umgehen und dessen rechtliche Existenz als gegeben voraussetzen (u. a. 62 ff., 70, 73, 83, 86 f.). Hier wäre es sinnvoll gewesen, den Begriff der Parochie zu definieren, deren Entwicklung bis zum IV. Laterankonzil mit in Betracht zu ziehen und eine schärfere chronologische Unterscheidung vorzunehmen, bevor man weitgehende Schlussfolgerungen zieht (z. B. 70). Dann wären auch Aussagen wie, dass die Kapelle der Stadt Eckernfôrde aus dem Kirchspiel von Borreby „herausgeschnitten“ (*udskilt*) wurde (127), nicht so getroffen worden, da eine Kapelle eine andere kirchliche Funktion erfüllte als die Pfarrkirche. Eine weitere Frage ist, ob der für Haithabu erwähnte *comes vici* nicht als Marktvogt aufgefasst werden muss, anstatt zu einem Stadtgrafen gemacht zu werden (144), wie auch die Frage der Stellung der Schleswiger Knudsgilde umstritten ist (149). Ebenso fehlt bei der Analyse der Häuser der Bettelmönche in Dänemark (die konsequent „Kloster“ genannt werden), die Stadt Schleswig (171 ff.), wodurch sich ein merkwürdig schiefes Bild, u. a. ihrer Platzierung in der Stadt, ergibt.

Besonders auffallend an dieser Studie ist abschließend in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass selbst ein hervorragender Kenner der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte wie Bjørn Poulsen bei der Beschreibung der Handelsverhältnisse in alte, dänische Muster zurückfällt. Auch noch im Jahr 2016 herrschte im Spätmittelalter in Dänemark ein deutsches, hansisches Handelsmonopol, woraus sich das Kapitel 5.8. Deutsche Dominanz und der Bruch damit (*Tysk dominans og bruddet med den*, 366–372) erklärt. Das ist

durchaus ärgerlich, da im gleichen Jahr Kilian Baur in seiner Münchener Dissertation „Freunde und Feinde: Niederdeutsche, Dänen und die Hanse im Spätmittelalter (1376–1513)“ mehr als deutlich nachweisen konnte, dass genau dieses Bild eine Erfindung des 19. Jahrhunderts ist, die sich zudem nicht in den Quellen belegen lässt. Hier werden alte Traditionen fortgeschrieben, die schon längst als überholt gelten müssen.

Generell ist aber abschließend festzuhalten, dass der vorliegende Band in vielerlei Hinsicht eine Bereicherung darstellt und mit Sicherheit über viele Jahre als Standardwerk zum dänischen Städtewesen im Mittelalter gelten wird. Beide Autoren haben ein buntes und überzeugendes Bild der Entwicklung der Städtelandschaft, ihres Charakters und ihrer Ausprägung zeichnen können. Der Band wird damit vor allem als Nachschlagewerk dienen – denn ein gemütliches Lesen in diesem Band ist nicht zu empfehlen, wenn man nicht im Besitz eines mittelalterlichen Lesepultes ist. Nach mehreren Stunden wird einem sonst schmerzhaft bewusst, wie schwer gesammeltes Wissen eigentlich wiegen kann.

C. J.

Dänemark besitzt kein Gold, auch kein Silber oder andere Bodenschätze. Das Land besaß aber auf wundersame Weise den (Öre-)Sundzoll, von dem zu Recht die Aussage getroffen wird „warum dieser auch dann [an den dänischen König] bezahlt wurde, als dieser den Sund nicht mehr beherrschte, weiß nur Gott allein“ (Palle Lauring). Aber aus unergründlichen göttlichem Ratschluss konnte der König von Dänemark von 1429 bis 1858 diesen Zoll erheben und dieser führte zu einem konstanten Geldstrom in die kgl. Kassen, alles in allem 86 Millionen Reichstaler. Zwar ist das Geld schon längst verbraucht, aber die Abrechnungen existieren zum größten Teil immer noch. Von der UNESCO zum Weltkulturerbe erhoben, werden sie heute in einem niederländischen Projekt digitalisiert (<http://www.soundtoll.nl>, STRO). Aber das Feld der Sundzollforschungen wird nicht von den Niederländern allein bestellt, sondern die dänische Forschung brachte schon 2010 ein umfassendes Übersichtswerk zum Sundzoll heraus (*Tolden i Sundet. Toldopkrævning, politik og skibsfart i Øresund 1429–1857*, hg. von Ole Degn, København 2010, Told- og Skatthehistorisk Selskab, 671 S., zahlr. Abb. u. Kt.). Nun besitzt Dänemark nicht nur nicht Gold und Silber, sondern die dänische Sprache zeichnet sich auch nicht durch eine besonders große Verbreitung aus, weshalb die wesentlichen Erkenntnisse dieses Bandes von der internationalen Öffentlichkeit nur bedingt zur Kenntnis genommen wurden.

Es ist daher erfreulich, wenn der vorliegende Band nun auch in einer englischen Übersetzung vorliegt. (*The Sound Toll at Elsinore. Politics, shipping and the collection of duties 1429–1857*, hg. von Ole Degn, København 2017, Told- og Skatthehistorisk Selskab, 623 S., zahlr. Abb. u. Kt.).

In seiner Einleitung skizziert der im Dezember 2017 verstorbene Ole Degn, Landesarchivar für Jütland, die verschiedenen Prozesse und Ansätze, die zur Herausgabe der Sundzollisten im STRO geführt haben. Hierunter behandelt er auch das monumentale Tabellenwerk von Nina Ellinger Bang, *Tabeller over Skibsfart og Varetransport gennem Øresund 1497–1660. Tables de la navigation et du transport des marchandises passant par Le Sund 1497–1660. Udarbejdede efter de bevarede Regnskaber over Øresundstolden*, das für Jahrzehnte die Forschungen maßgeblich bestimmt hat. Diese Tabellen waren eine Pionierleistung, sie waren aber auch vom ersten Tag an umstritten und ein methodischer Streit sowie die zahlreichen Fehler, die in Bangs Werk entdeckt wurden, ziehen sich wie ein roter Faden durch die weiteren Artikel in diesem Band. Insofern ist es schade, dass an dieser Stelle vom Vf. nicht ausführlicher auf die Entstehung des Tabellenwerkes eingegangen wird, sondern dieses nur en passant behandelt wird.

Hiernach beschreibt Jens E. Olesen in seinem Beitrag *‘The right usual waterway’*. *The Sound Toll in the fifteenth century* die Entstehung und Einführung des Zolles unter Erich von Pommern sowie die ersten Jahrzehnte unter Christian I und Johann I. Der Artikel beruht vor allem auf den Ideen von Kai Hørby, die dieser 1966 in der Festschrift für Aksel E. Christensen dargelegt hatte, aber JEO kann auch den weiteren Verlauf unter Christopher von Pfalz-Neumark und seinen Nachfolgern skizzieren. Von größerer Bedeutung für das Verständnis des Zolles ist dann aber der folgende Beitrag von Mikael Venge, *The charter of the Sound Toll*, in welchem er den grundlegenden Wandel in der Zollerhebung von einem Schiffs- zu einem Warencoll beschreibt, der in aller Heimlichkeit zwischen 1548 und 1550 durchgeführt wurde. Vf. ist dabei im Stande, anhand von Archivstudien diese Umstellung genauer zu beschreiben und Licht in diese Vorgänge zu bringen, die die Einnahmen des Königs in den folgenden Jahren markant steigerten.

In den nachfolgenden Beiträgen beschreibt Claus Rafner *The administration of the Sound Toll* und Lars Bjørn Madsen *The Sound Toll House at Elsinore*. Beide Beiträge geben einen umfassenden Einblick in die materiellen und bautechnischen Voraussetzungen und Entwicklungen in Helsingør.

Ole Degn wendet sich dann im Folgenden dem Kern der Zollerhebung zu, wenn er die *Tariff rates, revenues and forms of accounts in the Sound Toll, 1497–1857* beschreibt. Degn ist zum allerersten Mal im Stande, einen gesammelten Überblick über die verschiedenen Tarife, Münzen und Einnahmen aus dem Zoll zu geben – allein dieses ist das gesamte Buch wert. Die Klarheit und Struktur des Beitrages macht es dem Leser leicht, der Entwicklung dieses für die Handelsgeschichte so wichtigen Zolles zu folgen. Die folgenden zwei Artikel haben dagegen eher mehr gemischten Inhalt. Hanno Brand behandelt *The diplomatic resolution of the Sound conflicts between the Habs-*

burg, Netherlands, Denmark and the German Hanse, 1510–32 wohingegen sich Mikael Venge mit *Mother Sigbrit and the Sound Toll* (der Mutter der Geliebten König Christians II.) beschäftigt. Ein Beitrag des 2016 verstorbenen Historikers Poul Enemark über die Erhebung von Rosennobeln im Zoll dagegen wurde nicht mit übersetzt.

Im Anschluss daran folgen eine Reihe von Beiträgen, die sich mit der Sundpassage und den Problemen statistischer Erhebungen beschäftigen. John D. Fudge analysiert *The Sound passage. Comparing sixteenth-century tolls and customs as sources for northern shipping*, Ole Degn *The European merchant fleets passing the Sound in 1640*, Piet Boon *The Sound Toll tables and the Sound Toll books. The hjemsted discussion in West Frisian perspective*, Jan Kanstrup *Fraudulent declarations. The Sound Toll in the eighteenth century* oder Philip Kelsall *The Dutch Sound Toll registers*. Diese Beiträge berühren alle einen der wesentlichsten Merkmale der wissenschaftlichen Diskussion über den Sundzoll, nämlich die Frage nach dem Quellenwert der Sundzolllisten. Diese Frage erscheint auf den ersten Blick banal, ist sie aber nicht, schaut man allein auf die Tatsache, dass die Zolltarife bis ins 19. Jh. als Staatsgeheimnis gehütet wurden und viele Dinge einfach nach altem Herkommen behandelt wurden. Auch gilt es zu bedenken, dass es die Schiffer selbst waren, die die Waren deklarierten und eine Untersuchung an Bord nicht stattfand. Ebenso geben die Angaben in den Listen, X aus A kommt aus B und segelt nach C, Anlass zur Diskussion, da Piet Boon zeigen kann, dass A nicht den Heimatort der Schiffe angeben kann, da einige der angegebenen Orte nicht einmal einen Hafen besitzen, sondern wohl eher den Heimatort des Schiffers angeben. Sollte sich dieses bewahrheiten, sind viele, wenn nicht die meisten der bisher auf der Grundlage der Listen getroffenen Aussagen verkehrt.

Auf der Spur des oben genannten göttlichen Eingreifens befindet sich dagegen Leon Jespersen mit dem bezeichnenden Artikel *'God alone knows why they still paid up, after we no longer controlled the Sound'*. *The Sound Toll and the Peace of Roskilde, 1658*. Die aufgeworfene Frage ist insofern wichtig, da Dänemark im Frieden von Roskilde 1658 die Souveränität über die Fahrinne des Öresundes verlor, aber dennoch eifrig den Zoll weiter erhob und die Schweden (die Herrscher des Sundes) 1720 sogar noch auf ihre Zollfreiheit verzichteten. Hier spielten Großmachtinteressen und dänisches Verhandlungsgeschick eine wesentliche Rolle.

Aber Helsingör war nicht nur Zollstätte, sondern auch einer der wichtigsten Informationsknotenpunkte Europas. Da dort alle Schiffe vor der Ausreise in die westlichen Meere anhalten mussten, gab es hier die letzte Chance, die Schiffer mit Informationen zu versorgen, ein Aspekt, den Jari Ojala in seinem Beitrag *Business information through the Sound. Finnish merchants*

and Danish brokerage firms at Elsinore and Copenhagen, c. 1750–1900 ins Zentrum seiner Ausführungen stellt.

Die Geduld und das Verständnis, welche die Europäer für alte, gewachsene Institutionen aufbringen, sind allerdings keine Sache der neuen Welt und schon gar nicht der USA. Und so war es der Druck der Vereinigten Staaten, der dem Zoll den Todesstoß verpasste, wie Kalevi Ahonen zeigen kann (*The American-Danish Sound Toll controversy*). Nach der Abschaffung des Zolles kamen die Akten ins dänische Reichsarchiv wo sie seitdem den Forschern zur Verfügung stehen, wie Erik Gøbel abschließend aufzeigt (*The records of the Sound Toll administration, 1497–1858*). Abgeschlossen wird der Band mit einer modernisierten Bibliographie, die allein dieser Form 41 Seiten umfasst, sowie einem Glossar und Indices.

Alles in allem ist es mit diesem Band gelungen, die wichtigsten Informationen rund um den Sundzoll in einem Band zu sammeln, und insofern war es an der Zeit, diese Ergebnisse auch einer breiteren, europäischen Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Es ist schade, dass das erst acht Jahre nach der Ersterscheinung geschehen ist, denn warum nur Dänen über den Sundzoll forschen sollten, dass weiß nur Gott allein. C. J.

In einem weiteren Beitrag über die Öresundszöllner in Helsingør behandelt Mogens Jensen nun die beiden Brüder Henrik Mogensen und Jens Mogensen (Rosenvinge), Söhne des Bürgermeisters Mogens Jensen. (Mogens Jensen, *Rosevingebrødrene i Helsingør fra ca. 1510 til 1564 og 1583*, ZISE, Told- og skattehistorisk tidsskrift 40, 2017, Nr. 1, 4–60). In diesem umfassenden Beitrag schildert der Vf. nicht nur das Leben dieser beiden einflussreichen Zöllner, die nebenbei auch noch als Kaufleute und Ratsherren in der Öresundstadt fungierten, sondern versucht auch, ihre Zusammenarbeit mit den dänischen Königen herauszuarbeiten. So waren die beiden teilweise nicht nur mit der Versorgung des Hofes mit Tuchen beauftragt, sondern beschafften auch in Lübeck Kanonen für das erste Helsingører Kriegsschiff im Jahr 1553 oder fungierten als Ratgeber im Odenseer Herrentag von 1560, der das Verhältnis zwischen den wendischen Städten und Dänemark auf eine neue Grundlage stellen sollte. Mit dieser wohlannotierten und auf zahlreichen archivalischen Quellen beruhenden Kurzbiographie der beiden Zöllner werden wichtige Verbindungslinien und Aufgaben der beiden Brüder aufgezeigt, die ein gleichwertiges Pendant zu den Ratsherren der großen wendischen Städte gewesen sind. C. J.

NORWEGEN. Mit der Vorgeschichte der Stadt und des Bistumssitzes Stavanger setzen sich Jan Brendalsmo und Knut Paasche in ihrem Beitrag *Stavanger - før det ble en by* (NHT 96, 2017, Nr. 2, 103–123, engl. Abstr. 249), auseinander. Anhand neuer archäologischer Erkenntnisse können die beiden

Vf. jetzt konstatieren, dass das Gut Stavanger vor der Bistumsgründung als Zentralort und Marktplatz für Südwestnorwegen gedient hat. Der Vorgängerort diente wohl als Thingstätte und auch als Sammelplatz für Abgaben; und die Vf. sehen das Gut (den gård) Stavanger als Zentrum der Landschaften zwischen Sognesjøen und Lindesnæs. Sollten sich diese Annahmen bestätigen, wäre auch der Bistumssitz Stavanger aus einem alten Handelsplatz mit überregionalen Verbindungen hervorgegangen. C. J.

Wertangaben sind die Hassliebe eines jeden Wirtschaftshistorikers. Wir lieben es, Zahlen und Werte aufzuführen und anzugeben, gleichzeitig damit, dass die Relativierung dieser Werte eine der größten Herausforderungen der Forschung darstellt. Wem nützt das Wissen, dass im Jahr 1327 sieben Ellen Stoff aus Tournai in Nidaros 1 mk und 4 örtog rede pennige gekostet haben, wenn man dieses nicht in Bezug zu anderen Preisen oder Wertangaben setzen kann? Diese Herausforderung der Wirtschaftsgeschichte ist von Gunnar I. Pettersen offensiv angegangen worden, und durch den Band *Priser og verdiforhold i Norge ca. 1280–1500* (Riksarkivaren skriftserie 39, Oslo 2013, 409 S.) für Norwegen in herausragender Weise gelöst worden.

In vier Großabschnitten, Münzen und Wertangaben ca. 1280–1500 (Mynt og verdiforhold), Landpreise (Jordpriser), Preise von urbanem Grundeigentum (Pris på byeendom) und Preise von Waren und Gegenständen (Pris på varer og gjenstander) führt der Vf. die norwegischen Quellen zusammen. Hierbei werden aber nicht nur die Preise in Tabellenform zusammengefasst, sondern jeder einzelne Eintrag wird einer quellenkritischen Untersuchung unterzogen, in der auch die Probleme der jeweiligen Quelle herausgestellt werden. Gleichzeitig wird versucht, so weit wie möglich eine Entwicklung der Preise darzustellen, ohne aber die Werte in ein starres System zu zwingen.

Im ersten Großabschnitt werden die relativen Wertverhältnisse zwischen einzelnen Münzen und Währungen in Norwegen aufgezeigt und zwar immer im Verhältnis zu der in der Quelle angegebenen Einheit, z. B. 1274–82: 1 mk. gewogen (1 mark veid mynt) = ca. $\frac{1}{4}$ Mark lötiges Silber (ca. $\frac{1}{4}$ mark brent) (11). Gleichzeitig werden in der Tabelle schon die Quellen für diese Angabe genannt sowie der Hintergrund der Quelle, in diesem Fall eine Berechnung bei der Zahlung des Peterspfennigs. In den folgenden Anmerkungen werden dann die Probleme der Quelle diskutiert, in diesem Fall u. a. die Tatsache, dass um 1280 zwei Sorten gewogener Münzen im Umlauf waren, die zu 25 v. H. resp. 20 v. H. lötigen Silbers gerechnet wurden. Durch diese Erklärungen und Einschränkungen entgeht der Vf. der Gefahr, dass seine Zahlen als Absolute aufgefasst und unreflektiert in der Forschung verwendet werden. In diesem Abschnitt wird (natürlich) auch die Mark lüb., als eine der Leitwährungen in diesem Raum, behandelt (u. a. S. 8f.) und vor allem die Mark forn und die

Mark forngild (12 ff.), die dann im Folgenden als einheitlicher Wertmaßstab fungiert. Vf. behandelt aber nicht nur die monetären Einheiten, sondern auch protomonetäre Zahlungs- und Verrechnungseinheiten wie z. B. das Kyr oder Kyrlog, die Verrechnung in Kühen, die spezifisch definiert wurden: höchstens acht Jahre alt, mindestens aber mit dem zweiten Kalb trächtig und im Spätwinter (vårvinter) kalbend und vollständig gesund. Erfreulich sind in diesem Zusammenhang auch die Übersichten von Seite 80 an, die eine Kurzübersicht über die wichtigsten Ergebnisse geben.

Für die Hanseforschung von besonderer Bedeutung ist in diesem Abschnitt das Kapitel 1.6.3, (101–125), welches nicht nur Stockfisch als Wertangabe behandelt, sondern auch eine übersichtliche Definition über die einzelnen Sorten und deren ungefähres Gewicht liefert. Hier werden auf wenigen Seiten die Grundlagen einer hansischen Stockfischkunde gelegt.

Im zweiten Abschnitt gibt der Vf. eine Übersicht über die verschiedenen Landpreise nach Regionen geordnet und im dritten über die Grundstückspreise in Bergen, Stavanger, Tønsberg und Oslo. Alle Angaben werden nach den gleichen, quellenkritischen Methoden behandelt, zum besseren Vergleich aber in Mark forngild umgerechnet und damit vergleichbar gemacht.

Für die Hanseforschung von größerer Bedeutung ist dann aber wieder der vierte Großabschnitt, in dem 31 verschiedene Warengruppen und deren Preise in Norwegen im Mittelalter, von Bankbekleidung über Trachten zu Küchengeräten, Satteln, Falken oder von Wachs zu Reis und Seide, dargestellt werden. Dieser fast neunzig Seiten lange Abschnitt ist eine wahre Fundgrube für jeden Wirtschaftshistoriker.

Abgeschlossen wird das Buch dann mit fünf Appendices, A. über Stockfischpreise in ostenglischen Häfen im 14. Jh., B. Tranpreise in diesen Häfen, C. Landtransaktionen und deren Typisierung 1280–1420, D. eine Wortliste über Waren und Gegenstände und E. ein Abkürzungsverzeichnis.

Es ist die Quellenkritik und Sorgfalt, die diesen Band wohltuend auszeichnen. Der Vf. weist mehr als deutlich auf die Gefahren und Probleme seiner Quellen hin und ist sich der Versuchung, seine Zahlen als absolute Maßstäbe zu nehmen, mehr als bewusst. Es ist jetzt am Benutzer, sich diese Hinweise zu Herzen zu nehmen. Insofern kann dieser Band alles in allem als gelungen bezeichnet werden, zumal die durchgehende Stringenz den Band bei aller Ausführlichkeit dennoch überschau- und handhabbar hält. Das einzige Manko ist das Fehlen eines Warenregisters, das einen schnellen Zugriff auf die einzelnen Warenpreise ermöglicht. Hier muss man stattdessen im Tabellenverzeichnis die richtige Warengruppe heraussuchen, die aber nach einem nicht immer logischen Ordnungsprinzip zusammengestellt sind. Aber dieses Manko wird man sicherlich das nächste Mal gern in Kauf nehmen, wenn man bestimmen

soll, ob 11 Mark Forngeld für ein Trinkhorn wirklich viel sind oder doch nur ein Aldipreis. C. J.

SCHWEDEN. In welcher ökonomischen Situation wurden Münzverfälschungen durchgeführt und in welcher Devaluierungen? Das sind die Leitfragen des Übersichtsartikels von Roger Svensson, *The search for seignorage: periodic re-coinage in medieval Sweden* (SEHR 65, 2017, Nr. 2, 189–205). In sehr vereinfachter und anschaulicher Form erklärt der Vf. die Vorteile, die eine Münzverfälschung durch die Seignorage einem Münzherren geben kann und hält diese den Vorteilen einer Devaluierung entgegen. Anhand des schwedischen Beispiels kann der Vf. zeigen, dass regelmäßige Münzverfälschungen vor allem in kleinen Gebieten mit unterentwickelter Monetarisierung stattgefunden haben, wohingegen langlebige Münzen für eine weitergehende Monetarisierung sprechen, die für eine Devaluierung anfällig war. Der Vf. kann dabei dieses mit dem Vorkommen der einseitigen Brakteaten (als Zeichen der Münzverfälschung) gegen das der doppelseitigen Münzen in Übereinklang bringen. Nach der relativ überzeugenden These des Vf.s reicht der Wechselgewinn der Münzverfälschung für den Münzherren aus, um den Silbergehalt konstant hoch zu halten, wohingegen die langlebigen Münzen nur durch Devaluierung „besteuert“ werden konnten. Insgesamt ist der vorliegende Beitrag eine klare, übersichtliche und empfehlenswerte Einführung in dieses wichtige Thema. C. J.

Die Frage nach der praktischen Durchführung der Steuereintreibung im ausgehenden Mittelalter steht im Mittelpunkt des Beitrages von Dag Retsö, *No Taxation without Negotiation. War economy, taxes and the peasantry in Sweden in the early 16th century* (SJH 42, 2017, Heft 2, 439–558). Anhand von Beispielen aus Schweden aus der Zeit um 1500 kann der Vf. zeigen, dass die Krone nur im Zusammenspiel mit den Bauern in der Lage war, ihre Steuerforderungen überhaupt durchzusetzen. Da der Regent nicht die Macht besaß, seine Steuerforderungen bis in die unterste Ebene durchzusetzen, beruhte die praktische Eintreibung der Zahlungen auf einem Kräftenessen der regionalen Vögte mit den Bauern. Anhand von zahlreichen Beispielen kann der Vf. zeigen, dass zumindest in Schweden die Steuerleistung der einzelnen Bauern/Dörfer auch in derselben Region durchaus unterschiedlich sein konnte, je nachdem, wie stark oder schwach die jeweilige Verhandlungsposition war. Die hier gewonnenen Ergebnisse sind dabei nicht nur für die regionalen Bedingungen in Skandinavien von Interesse, sondern sie zeigen einmal mehr die unsicheren Bedingungen, auf denen alle unsere Berechnungen zum Umfang fürstlicher und städtischer Haushalte im Mittelalter stehen. Nach den Erkenntnissen von Vf. ist es mehr als zweifelhaft,

dass die Krone überhaupt mit Einnahmen „rechnen“ konnte, da sie so sehr vom guten Willen ihrer Untertanen abhängig war. C. J.

FINNLAND. Erschienen ist ein englischsprachiger Überblick über die Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen in Wiborg von Aleksandr Saksa, über die vorher überwiegend auf Russisch publiziert und in der Hansischen Umschau auch regelmäßig berichtet worden war (HGbl. 130, 2012, 279; 133, 2015, 275 f.): *The Early Stages of the History of Vyborg: The Results of Archaeological Research 1998–2012* (in: *New Sites, New Methods. Proceedings of the Finnish-Russian Archaeological Symposium*. Helsinki, 19–21 November 2014, hg. von Pirjo Uino und Kerkko Nordqvist, *Iskos Suomen muinaismuistoyhdistys* 21, Helsinki 2016, Finnish Antiquarian Society, 246–261). A. S.

Ostmittel- und Osteuropa

Bearbeitet von *Norbert Angermann, Karsten Brüggemann, Anna Paulina Orłowska und Anti Selart*

POLEN. Grzegorz Myśliwski analysiert in der Abhandlung *Wrocławska ustawa antyzbytkowa z 1435 roku* (in: *Cum gratia et amicitia. Studia z dziejów osadnictwa dedykowane Pani Profesor Marcie Młynarskiej-Kaletynowej z okazji 65-lecia działalności naukowej*, hg. von Dagmara Adamska, Krystian Chrzan und Aleksandra Pankiewicz, Wrocław 2017, Instytut Archeologii i Etnologii Polskiej Akademii Nauk, 291–300) die Kleiderordnung der Stadt Breslau aus dem Jahre 1435. Dabei vermerkt er, dass nicht nur die Regeln nicht strenger als im Jahre 1374 waren, sondern auch, dass die Strafen deutlich niedriger waren. Der Forscher vermutet, die Ursachen dieser Entwicklung lagen in der Krise, welche in der vierten Dekade des 15. Jh.s in Breslau herrschte. A. P. O.

ESTLAND/LETTLAND. Bei dem von Anti Selart und Matthias Thumser herausgegebenen Band *Livland – eine Region am Ende der Welt? Forschungen zum Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie im späten Mittelalter/Livonia – a Region at the End of the World? Studies on the Relations between Centre and Periphery in the Later Middle Ages* (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, Bd. 27, Köln 2017, Böhlau Verlag, 519 S.) handelt es sich um eine umfangreiche Sammlung von Studien zur Geschichte des mittelalterlichen Livland, die auf Vorträgen einer Tagung beruhen, die 2015 an der Universität Tartu stattfand. Als Autoren konnten Mediävisten aus Deutschland, Estland, Lettland, Finnland und Schweden gewonnen wer-

den. Abgesehen von der ausführlichen Einleitung der Herausgeber enthält der Band 16 Beiträge, die thematisch in vier Blöcke gegliedert sind, wobei jeder Text auf die intrigierende Frage des Buchtitels aus einer jeweils anderen Forschungsperspektive zu antworten versucht. Der erste Block „Individuen und Kommunikation“ wird eröffnet von Anti Selarts Aufsatz *Sie kommen, und sie gehen. Zentrale Orte, Randgebiete und die Livländer im Mittelalter* (27–60). Das gängige (Selbst-)Bild des mittelalterlichen Livlands beinhaltet S. zufolge zwei gegenläufige Tendenzen: das Land des Wohlstands und das Land der Gefahr und Armut. Vf. weist darauf hin, dass die Peripherie oft selbst als solche wahrgenommen werden wollte, weshalb es sich nicht notgedrungen um einen hierarchisierenden Blick des „Zentrums“ gehandelt habe. In Livland waren vor allem die Städte sowie die Bürger in größere Räume integriert. Eine regionale Identität der livländischen Bürger wird deshalb auch relativ spät, erst seit der Mitte des 14. Jh.s, erkennbar. Obwohl sich den Einwanderern zahlreiche wirtschaftliche Möglichkeiten in Livland eröffneten, blieb es im europäischen Kontext hinsichtlich seiner überregionalen Anziehungskraft eine zweit- oder gar drittrangige Region. – Zu Marek Tamms Beitrag *Deprovincialising Livonia. St. Catherine's Convent of Tallinn in Thirteenth-Century Dominican Networks* (61–90) siehe die Anzeige der estnischen Version dieses Textes in „Vana Tallinn“. – Auf der Grundlage von 351 ausgewerteten Schreiben stellt Madlena Mahling in ihrem Aufsatz *Raum und Zeit im Briefverkehr der livländischen Hansestädte mit Lübeck (1450–1500)* (91–139) fest, dass die langen Übermittlungszeiten zwischen Livland und Lübeck sich auf die politische, kulturelle und gesellschaftliche Anbindung Livlands an Mitteleuropa ausgewirkt haben. Die Teilnahme der Livländer an Hansetagen z. B. hing nicht nur von den zu erörternden Themen, den Reisekosten oder von politischen Erwägungen ab, sondern maßgeblich auch von den zeitlichen Rahmenbedingungen. Die ausführliche Analyse des Briefverkehrs führt M. zu der Feststellung, dass im Vergleich zu anderen hansischen Regionen die Kommunikation Livlands mit Lübeck langwierig, zugleich aber auch instabil und stör anfällig war. – Klaus Neitmann zeichnet in seinem Beitrag *Ein Franke an den „weit entlegenen Enden der Christenheit“*. *Erzbischof Wilhelm von Riga zwischen „inländischen“ und „ausländischen“ Herrschaftspersonal* (141–181) ein farbiges Bild vom Unbehagen des Erzbischofs Wilhelm angesichts seiner livländischen Umwelt. Die zentrale Frage der Darstellung ist es jedoch zu erklären, wie Wilhelm seine Herrschaft über das Erzstift Riga zu verankern suchte. N. zufolge waren es Wilhelms Räte, seine wichtigste politische Stütze, die angesichts ihrer Herkunft und Tätigkeit davon zeugten, dass sich der Erzbischof hinsichtlich der Organisation seiner Regierung und Verwaltung nicht an der Peripherie, sondern sozusagen mitten im Mainstream der abendländischen Christenheit

befand. – Der zweite Themenblock „Kirche und Reich“ beginnt mit dem Aufsatz *Papsttum, Mission und der Norden. Das Zusammenspiel von Zentrum und Peripherie* (185–207) aus der Feder von Christian Krötzl. K. untersucht, von welcher Bedeutung periphere Regionen für Papsttum und Kurie waren. Ihm zufolge wurden der Norden und das Baltikum in den Zentren keineswegs a priori marginalisiert, und in manchen Fällen konnten die Peripherien dem Zentrum sogar wichtige Entwicklungsimpulse geben. – Matthias Thumser stützt sich in seinem Artikel *Ernst Pitz wiedergelesen. Päpstliche Urkundenausstellung und die Mission in Livland* (209–236) auf ausführliche Quellenanalyse und -kritik. T. diskutiert Stellungnahmen des Mediävisten Ernst Pitz (1928–2009), eines Schülers von Hermann Aubin und Paul Johansen, zur Frage der Relevanz Livlands für die Kurie und führt aus, dass die Peripherie nicht über das Zentrum dominieren konnte. – In seiner Fallstudie *Politische Akteure zwischen päpstlicher Kurie und Livland – der Fall Stephan Grube, Erzbischof von Riga (1480–1483)* (237–258) zeigt Jaron Sternheim, dass der päpstliche Hof für Livländer u. a. als multifunktionales Zentrum, als Forum für soziale Mobilität sowie als Ort der personalen Netzwerkbildung fungierte. Die Kontakte zwischen Livland und der Kurie konnten sich je nach Situation intensivieren. Auch die hier geschilderte Episode um Grube zeigt, wie sich die Intensität dieser Kommunikation innerhalb kürzester Zeit verdichten konnte. S. zufolge war Rom für die Akteure der livländischen Politik nie wirklich fern. – Im Beitrag von Mihkel Mäesalu geht es um *Die Steuerforderungen des Heiligen Römischen Reiches an die Kirchenprovinz Riga im 15. Jahrhundert* (259–282), wobei anhand der Zahlungsaufforderungen hinsichtlich der Reichssteuer die Beziehungen Livlands und Preußens zum Reich betrachtet werden. In den 1490er Jahren habe ein Umbruch in den Beziehungen zwischen dem Reich und Livland stattgefunden; Letzteres sei erst von dieser Zeit an in erster Linie vom Kaiser als Glied des Reiches wahrgenommen worden. – Madis Maasing untersucht *Livland und die Reichstage (1520–1555)* (283–312), wobei es ihm konkret um die Rolle des Reichstages in den politisch-institutionellen Beziehungen zwischen Livland und dem Reich geht. Er stellt fest, dass am Ende der 1540er Jahre Livland das Potenzial hatte, weitaus enger als zuvor ins Reich integriert zu werden. Die Livländer erhofften sich vom Kaiser nicht nur Legitimation, sondern auch konkrete Hilfe und Unterstützung; aus diesem Grund war der Kaiser für die Livländer viel wichtiger als die Reichsstände. Im Anhang des Aufsatzes befindet sich eine Tabelle über die Belehnungen der livländischen Landesherren mit Regalien und päpstlichen Konfirmationen. – Im dritten Block wird die Geschichte des Deutschen Ordens erörtert. Alexander Baranov versucht in seinem Beitrag *Die Frühzeit des Deutschen Ordens in Livland und die Eroberung Kurlands. Ein peripheres Tätigkeitsfeld?* (315–345) eine Antwort

auf die Frage zu finden, welche Stellung Livland in der Gesamtpolitik des Deutschen Ordens hatte. Aus der Untersuchung einiger ausgewählter Aspekte des Herrschaftsausbaus des Ordens in Livland in den 1240er Jahren ergibt sich, dass Livland in dieser Periode episodisch sogar als bevorzugtes Tätigkeitsfeld der Ordensregierung galt. – Gustavs Strenga thematisiert in seinem Aufsatz *Remembering the Common Past. Livonia as a lieu de mémoire of the Teutonic Order in the Empire* (347–370) die Rolle des Livländischen Ordenszweiges in der Erinnerungskultur des Deutschen Ordens. Er zeigt, dass die Kreuzzüge in der kollektiven Erinnerung des Ordens auch während späterer Jahrhunderte eine dominierende Rolle spielten. – Johannes Götz beleuchtet in seinem Text *Verbunden mit der Marienburg. Livländischer und preußischer Deutschordenszweig bis zum Ausbruch des Zungenstreits 1438* (371–414) die Strukturen und institutionellen Verflechtungen innerhalb der Ordenskorporation, die einen gegenseitigen Austausch zwischen dem Zentrum, d. h. der Marienburg, und der Ordensprovinz Livland gewährleisteten. Vf. erläutert, dass der gegenseitige Austausch zwischen dem preußischen und dem livländischen Ordenszweig gewissermaßen Alltag war, weshalb von einer peripheren Lage Livlands aus der Sicht der Marienburg keine Rede sein könne. – *Eine Peripherie mit Zentrumsambitionen? Zum Selbstverständnis des Deutschen Ordens in Livland im 16. Jahrhundert* (415–4298) äußert sich Juhan Kreem. Ihm zufolge sah sich der livländische Zweig des Deutschen Ordens im 16. Jahrhundert als Beherrscher eines Landes am Ende der Christenheit, das auf Hilfe aus dem Zentrum angewiesen sei. Dabei baute das Selbstverständnis des Ordens in Livland zugleich auf den Traditionen der Landesgeschichte auf, wobei das Erbe der Kreuzzüge von großer Bedeutung gewesen sei. Die livländischen Ritterbrüder konnten sich auch in die größeren europäischen Zusammenhänge einordnen: Man verstand sich als nordisches Gegenstück zu dem im Mittelmeerraum gegen die Osmanen tätigen Johanniterorden. – Im letzten Teil des Bandes geht es um Fragen des kulturellen Austausches. In ihrem Beitrag *Livonia as a Mariological Periphery. A Comparative Look at Henry of Livonia's Representations of the Mother of God* (431–460) beschreibt Linda Kaljundi die diversen Repräsentationen der Hl. Jungfrau Maria in Heinrichs Livländischer Chronik. K. zufolge half gerade der Heiligenkult, die Verbindung der Peripherie mit dem Zentrum zu kreieren und zu festigen. Auch nahm die Peripherie aktiv an der Adaption und Gestaltung dieses Kultes teil, wodurch in Kontext dieses Bandes erneut demonstriert wird, was die livländische *agency* im europäischen Zusammenhang ausmachte. – Ralf Lützelshwab diskutiert das Thema *Kometen und Kalamitäten oder vom Nutzen astrologischen Wissens an der Peripherie* (461–481). Die Kometenerscheinung des Jahres 1472 gehört zu den astronomischen Großereignissen des späten Mittelalters. In einer umfangreichen Urkunde berichtet

auch der Erzbischof von Riga darüber. Die Analyse seines Textes zeigt, wie stark er an die Möglichkeit glaubte, zukünftige Ereignisse aus Himmelserscheinungen abzuleiten. L. deutet zudem an, wie Stodewescher die Kometenerscheinung in politischer Absicht instrumentalisierte. – Der abschließende Beitrag von Kurt Villads Jensen diskutiert unter dem Titel *Conclusion. Is it Good to be Peripheral?* (483–493) die Ausgangsfrage des Sammelbandes. Vf. lässt die diversen Bedeutungen des Begriffs Peripherie Revue passieren und überlegt, wie sich eine periphere Lage auf die Identitätsbildung einer Region auswirkt. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass die Erforschung der Zentrum-Peripherie-Beziehungen ein nuancenreicheres Verständnis von der Dynamik der historischen Entwicklung liefern könne.

Inna Jürjo

Die Thematik des Sammelbandes *Verbum movet, exemplum trahit. The Emerging Christian Community in the Eastern Baltic* (Acta Historica Universitatis Klaipedensis, Bd. 33, hg. von Marius Ščavinskas, Klaipėda 2016, Verlag Institute of Baltic Region History and Archaeology, Klaipėda University, 252 S.) reicht über die im Titel suggerierte Kirchengeschichte hinaus. Kristjan Kaljusaar, *The Lives of Hostages and their Influence on the Conversion and Acculturation of Livonia and Prussia during the Baltic Crusades in the 13th Century* (23–46), untersucht das spätere Schicksal der während der Kriege in Livland und Preußen regelmäßig als Geisel genommenen Einheimischen. Vf. betont, dass gerade sie als ein wichtiges Instrument der Akkulturation der lokalen Gesellschaften fungieren konnten. Marius Ščavinskas, *Christianisation and cura animarum in the First Christian Communities in Livonia and Prussia during the Period of the Crusades* (47–71), hebt die Rolle der alltäglichen, „nicht-theologischen“ Religionsausübung der Kreuzfahrer und Immigranten bei der faktischen Verchristlichung der lokalen Bevölkerung im Baltikum vor. Wenn man sich auf die volkstümliche Religion konzentriert, verliert die für die Forschung typische Frage, wann denn die Einheimischen „endgültig“ Christen wurden, ihre Relevanz. Der Beitrag von Rytis Jonaitis und Irma Kaplūnaitė, *Gleichartig oder unterschiedlich? Zwei christliche Gemeinden in heidnischen Vilnius* (Panašūs ar skirtingi? Dvi krikščioniškos bendruomenės pagoniškame Vilniuje, 75–98), behandelt die katholischen (deutschen) und orthodoxen (russischen) Vorstädte in Vilnius im 14. Jh. Obwohl das orthodoxe Viertel früher entstand und eine bessere rechtliche Stellung hatte, weil seine Einwohner nicht als Fremde, sondern als Untertanen des Großfürsten galten, bildeten beide Stadtteile integrale Teile der Stadt, in denen Fernhandel und spezifische Handwerke betrieben wurden. Rafał Kubicki beschreibt zusammenfassend *Mendicant Orders in Medieval Prussia and Livonia: Pastoral Activities in Towns* (123–146) und Sigita Bagužaitė-Talačkienė thematisiert *Bernstein als Symbol*.

Kultureller Wandel und Kontinuität im Deutschordensgebiet an der Ostsee (Gintaras kaip simbolis: kultūrų kaita ir tęstinumas Vokiečių ordino valdose Baltijos pajūryje, 187–203). Bevorzugt aufgrund der älteren Forschungsliteratur werden hier die Grundzüge des mittelalterlichen Bernsteinhandels und der -bearbeitung vorgestellt. Wichtig sei, dass Bernstein sowohl zu heidnischer als auch zu christlicher Zeit für die Herstellung von religiösen Gegenständen benutzt wurde. A. S.

Kurt Villads Jensen hebt die wirtschaftliche Bedeutung von Kriegsgefangenen im Ostseeraum im 12.–13. Jh. hervor. Entsprechend ihrem sozialen Status wurden sie entweder für hohe Summen freigekauft oder als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft eingesetzt (*Prisoners of war in the Baltic in the XII–XIII centuries*, in: e-Stratégica, Nr. 1, 2017, 285–295). Eine ähnliche Thematik behandelt auch John Gillingham, *A Strategy of Total War? Henry of Livonia and the Conquest of Estonia (1208–1227)* (in: Journal of Medieval Military History, Vol. 15, 2017, 187–213). Vf. untersucht die Technik der Kriegszüge im Baltikum im 13. Jh. und betont, dass die von dem Chronisten Heinrich erwähnte Verwüstung eines Gebietes nicht bedeutete, dass alle Menschen umgebracht wurden; vornehmlich die Frauen und Kinder seien als Beute mitgeführt worden. Die Gefangenen wurden laut G. später vor allem als Haussklaven eingesetzt. A. S.

In ihrem Aufsatz *Das Schwein, die Schweinehaltung und das Konsumieren von Schweinefleisch in Estland vom 13. bis zum 16. Jahrhundert* (Siga, seapidamine ja sealiha toiduks tarvitamine Eestis 13.–16. sajandil, in: Tuna, 4, 2017, 8–24, 4 Abb., engl. Zus.) untersucht Inna Põltsam-Jürjo die Bedeutung des Schweins in der lokalen Kultur. Seit Jahrtausenden machte das Schwein einen wichtigen Bestandteil der Identität und der Lebensweise der Bevölkerung Estlands aus. Hinsichtlich des Mittelalters gibt neben den archäologischen Funden auch die schriftliche Überlieferung einige Informationen über die Schweinehaltung und den Konsum von Schweinefleisch preis. Der Umfang der damaligen Schweinezucht lässt sich zwar schwer schätzen; da das Schwein als reines Schlachttier galt, war die Viehhaltung jedoch von erheblicher Bedeutung. Schweinefleisch, besonders Schinken und Speck, war beliebter als Rindfleisch und kostete in der Regel auch mehr. Die Schweinehaltung beeinflusste und gestaltete den Alltag sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande. Das Schwein war zudem wichtig genug, um seine Spuren in verschiedenen Rechtsakten zu hinterlassen. Im prähistorischen estnischen Volksglauben berührte der Schweinekult Aspekte der Fruchtbarkeit und des Glücks, aber auch solche der Macht und Stärke. Zu christlicher Zeit verkörperte vor allem der Hl. Antonius, der Patron der Schweine, eine positive Einstellung gegenüber dem Borstentier. Von

der besonderen Verehrung des Hl. Antonius in Estland legen zahlreiche ihm geweihte Kapellen, Altäre sowie Bruderschaften Zeugnis ab. K. B.

Ivar Leimus gibt in seinem Aufsatz *Das estländische Pferd – eine strategische Ware im Mittelalter* (Eesti hobune – strateegiline kaup keskajal, in: Tuna, 2, 2017, 10–19, 1 Tbl., engl. Zus.), einen Überblick über die Wertschätzung und die Preise von Pferden im mittelalterlichen Livland. Zur besseren Veranschaulichung der Thematik ist dem Aufsatz als Anhang eine Tabelle beigefügt, aus der die Pferdepreise in Livland von 1378 bis 1545 ersichtlich werden. Selbstverständlich waren Schlachtrösser die teuersten und Arbeits- oder Zugpferde die billigsten Tiere. Wertvolle Pferde wurden gerne verschenkt; so bekam der Visitator des Deutschen Ordens 1488 vom Revaler Rat ein Pferd zum Geschenk, das 38 Mark gekostet hatte. Pferde waren wohl das bevorzugte Geschenk für hohe Machttträger. So führten z. B. die Rigaer Ratssendeboten, als sie 1470/71 nach Trakai zum Treffen mit dem polnischen König reisten, einen grauen Hengst im Wert von 120 Mark mit sich. Obwohl die livländischen Adligen die wertvollsten Pferde besaßen, konnte sich auch die städtische Elite einen derartigen Luxus erlauben. Die Lage Livlands an der Grenze der Kulturräume machte das Pferd zu einer strategisch wichtigen Ware. Die livländischen Machthaber versuchten, die Ausfuhr von Pferden zu beschränken und zu reglementieren; allerdings gibt es über die Einfuhr von Pferden nach Livland keinerlei Angaben. Inna Jürjo

Im Jahrbuch *Archaeological Fieldwork in Estonia/Arheoloogilised Välitööd Eestis 2016* (hg. von Erki Russow und Riina Rammo, Tallinn 2017, Muinsuskaitseamet Publishers, 212 S., Abb.) sind die folgenden Resultate der archäologischen Forschung von Relevanz. – In Hapsal wurde ein bisher unbekannter Abschnitt der Stadtmauer gefunden, der bestätigen kann, dass die Stadt vollständig ummauert war. In Tallinn wurde eine Strecke der mittelalterlichen, aus Kalkstein gebauten Wasserleitung freigelegt. Die am Fuß des Tõnismägi, außerhalb der mittelalterlichen ummauerten Stadt, gefundenen Gegenstände lassen es möglich erscheinen, dass sich hier entweder um 1200 eine mit dem Fernhandel verbundene Siedlung befand oder dass hier in der ersten Hälfte des 13. Jh.s eine der ersten Kaufmannssiedlungen in Tallinn gegründet und erst etwas später in die heutige Altstadt verlegt wurde. Präsentiert werden Hortfunde aus Kukruse (tpq 1093, dominierend deutsche Prägungen), Kõue (tpq 1075, enthält Hartzinn-Anhänger, die die Silbermünze des Großfürsten Jaroslav Vladimirovič von Kiev imitieren), Soovere (tpq 1089, mit seltener Prägung aus Schleswig), und zwei Funde aus Voorepera (tpq 1018 und 1068, vorwiegend aus angelsächsischen und friesischen Münzen bestehend). Drei Hortfunde aus dem 16.–17. Jh. kamen aus Pugritsa ans Tageslicht. A. S.

Die naturwissenschaftlichen Methoden, die in der archäologischen Forschung immer größere Rolle spielen, ermöglichen Fragestellungen, die bisher nicht zu beantworten waren. Alex Brown u. a., *Plant Macrofossil, Pollen and Invertebrate Analysis of a Mid-14th Century Cesspit from Medieval Riga, Latvia (the Eastern Baltic): Taphonomy and Indicators of Human Diet* (Journal of Archaeological Science: Reports, Vol. 11, 2017, 674–682) präsentiert die Resultate der Erforschung einer Kloake aus der Mitte des 14. Jh.s in der Altstadt von Riga. Dabei wurde festgestellt, dass die mittelalterlichen Einwohner des Grundstückes überwiegend pflanzliche Lebensmittel lokalen Ursprungs (Getreide, Waldbeeren) konsumierten. Den Verzehr von Fleisch und vor allem Fisch bezeugen die gefundenen Parasiten. Aus den Funden von Gegenständen „of ethnic Liv character“ in der Ausgrabungsstätte wird geschlossen, dass das „human faecal material“ die städtische Bevölkerung undeutscher bzw. eingeborener Herkunft bezeugt. – Der Beitrag von Rowena Yvonne Banerjea u. a., *A Multi-proxy, Diachronic and Spatial Perspective on the Urban Activities within an Indigenous Community in Medieval Riga, Latvia* (Quaternary International, Vol. 460, 2017, 3–21) stellt im selben Stadtviertel Rigas die Bearbeitung von Buntmetallen, das Schlachten der Tiere und die Verarbeitung von Fischen als Tätigkeiten der Bewohner fest. Es soll sich dabei um ein „self-contained, insular“ Gebiet der Einheimischen gehandelt haben in einer Stadt, die grundsätzlich eng mit den internationalen Handelsnetzen verbunden war. – Eine bessere Kenntnis des Forschungsstands der traditionellen, auf schriftlichen Quellen basierenden historischen Forschung wäre beiden Publikationen sicher zugutegekommen. Ihre Ergebnisse basieren zwar auf den modernsten Forschungsmethoden, doch weist deren ethnozentrische Interpretation auf einer viel älteren Tradition. Die akademische Relevanz der naturwissenschaftlich exakten Feststellung der nationalen Herkunft des mittelalterlichen Mülls ist aber natürlich auch eine Geschmackssache. A. S.

Aleksandrs Ivanovs interessiert sich in seinem Beitrag für *Indirekte „Zeugen“ der interkulturellen Geschichte: Schreibpapier und Wasserzeichen im Archiv des Rigaer Stadtrates im 14.–16. Jahrhundert* (Starpkultūru vēstures netieši „liecinieki“: rakstāmpapīrs un tā ūdenszīmes Rīgas rātes arhīvā 14.–16. gadsimtā, in: Starpkultūru vēsture Latvijas arhīvu dokumentos. Latvijas Valsts vēstures arhīva zinātniskie lasījumi III, hg. von Valda Pētersonē, Latvijas Nacionālais arhīvs, Riga 2017, 11–43). Vf. formuliert hier ein Plädoyer für eine intensivere Auseinandersetzung mit der Herkunft und Qualität des Papiers, da Wasserzeichen nicht nur bei der Datierung undatierter Dokumente helfen oder die Authentizität eines Textes bezeugen können. Seiner Ansicht nach repräsentieren Wasserzeichen die Intensität und die räumliche Dimension

interkultureller Kontakte zuweilen sehr viel deutlicher als der Inhalt der auf ihm festgehaltenen Texte.

Ineta Lipša

Der jüngste Band der Reihe *Altes Tallinn* (Vana Tallinn, Bd. 28 (32), Tallinn 2017, Tallinna Linnaarhiiv, engl. Zus.) ist als Festschrift für Prof. Dr. Jüri Kivimäe zum 70. Geburtstag konzipiert, zu der ausschließlich dessen ehemalige Studenten Beiträge lieferten. – Tiina Kala betrachtet in ihrem Aufsatz *Die estnische Sprache anhand von Eigennamen und Ethnonymen aus einigen frühneuzeitlichen Revaler Quellen* (Eesti keel pärisnimede ja etnonüümide näitel mõnedes varauusaegsetes Tallinna allikates, 57–82) die Position der estnischen Sprache im 16.–17. Jahrhundert anhand der Revaler Kämmereibücher und des Rechnungsbuches der Vormünder der St. Nikolaikirche. Vf.in versucht die Dynamik der Benutzung des Estnischen während des 16. Jahrhunderts in der schriftlichen Buchführung zu verfolgen und macht darauf aufmerksam, dass die in der schriftlichen Überlieferung fixierten estnischen Eigennamen schon eine gewisse Tradition und Vereinheitlichung der Rechtschreibung reflektierten. Ihr zufolge verbesserten die Veränderungen im kirchlichen Leben die Kenntnis der estnischen Sprache unter den Deutschen keineswegs. Eventuell sei die Kommunikation zwischen den Deutschen und ihrer nicht-deutschsprachigen Umgebung daher sogar seltener geworden. Zugleich wurde die Betonung der nationalen Eigenarten wichtiger als zuvor, was sich in der zunehmenden Nutzung der Ethnonyme geäußert habe. – Der Aufsatz von Anu Mänd, *Die soziale Laufbahn, die Familie und die Immobilien des Kaufmannes Hans Viant* (Kaupmees Hans Vianti sotsiaalne karjäär, perekond ja kinnisvara, 83–114, 6 Abb.), ist einem bekannten Revaler Hansekaufmann und Bürgermeister gewidmet. Johann (Hans) Viant ist schon daher eine bedeutende historische Persönlichkeit, weil sich heute in seinem Wohnhaus das Tallinner Stadtmuseum befindet. M. betrachtet Viants raschen sozialen Aufstieg (seit 1501 Bürger, 1508 Ratsherr und 1513 Bürgermeister), sein kommunikatives Netzwerk und seine familiären Beziehungen. Als Hansekaufmann handelte er in Livland meistens mit Importweinen, in seiner Ausfuhr dominierten Roggen und Malz. Viant war ein erstaunlich wohlhabender Kaufmann, der vor seinem Tod allein elf Wohnhäuser besaß. Vf.in betont, dass aufgrund des reichlich vorhandenen Quellenmaterials eine prosopografische Erforschung der Revaler Hansekaufleute gute Voraussetzungen findet. – *Über Kinder und die Kindheit in Estland im 13.–16. Jahrhundert* berichtet Inna Põltsam-Jürjo (Lastest ja lapsepõlvest 13.–16. sajandi Eestis, 115–146, 5 Abb.). Aufgrund der schriftlichen Überlieferung untersucht sie die Geschichte der Kinder im Mittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit. Obwohl zahlreiche normative Quellen von Bedeutung sind, gelten private Quellen, z. B. Testamente, Briefwechsel, Gerichtsprotokolle, Verträge usw. als besonders informativ,

um die Beziehungen zwischen Eltern und ihren Kindern zu erforschen. Es zeigt sich, dass damals bei der Einstellung zu Kindern praktische und rationale Erwägungen wichtiger waren als Gefühle; Kinder beginnen im sehr jungen Alter zu arbeiten und mussten ihr Heim früh verlassen. Die Eltern handelten jedoch nicht aus Rücksichtslosigkeit so, sondern hielten das für richtig und hofften, dass das Kind auf diese Weise für seine Zukunft am meisten profitieren würde. Sicher waren die Eltern oft voller Sorge und Angst um ihre Kinder. In Testamenten wurde jedenfalls versucht, die Zukunft des Nachwuchses zu sichern. Bei der Erziehung der Kinder im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit spielte V.f.in zufolge der Anwendung von Gewalt eine unstrittige Rolle, sie war eine alltägliche Erscheinung, welche die Beziehungen zwischen den Kindern und ihren Eltern sowie zwischen den Kindern und der Gesellschaft allgemein charakterisierte. – In seinem Beitrag *Wer hat Tallinn nicht gegründet? Paul Johansen, der Kampf gegen den Normannismus und die estnische Geschichte* (Kes ei rajanud Tallinna? Paul Johansen, võitlus normannismiga ja Eesti ajalugu, 147–169) seziert Anti Selart genüsslich die in der sowjetischen Geschichtsschreibung und Presse in den 1950er Jahren erhobene Kritik an den Schriften des vor dem Zweiten Weltkrieg aus Tallinn nach Deutschland emigrierten Hansehistorikers Paul Johansen. Hierbei ging es meistens um Kritik an der skandinavischen Sicht auf die Frühgeschichte Estlands und Russlands. In den 1930er Jahren hatte Johansen die These aufgestellt, dass es spätestens im 12. Jh. skandinavische und russische Handelshöfe oder Kirchen in Reval gegeben habe. Die sowjetischen Historiker mussten diese sog. normannistischen Theorien zum Ursprung Russlands als Geschichtsfälschungen entlarven. Johansen war recht gut über die gegen ihn gerichteten Kampagnen in der UdSSR informiert, worüber er auch in den HGBll. (1952, 1954–55) berichtete. – Marek Tamm beschäftigt sich in seinem Beitrag *Der Konvent der Hl. Katharina in den Netzwerken der Dominikaner des 13. Jahrhunderts* (Tallinna Püha Katariina konvent 13. sajandi dominiiklaste võrgustikes, 170–201, 2 Abb., 9 Ktn.) mit der Rolle der Dominikaner bei der Verknüpfung Estlands mit gesamteuropäischen Kommunikationsnetzwerken nach der Eroberung im 13. Jh. Zu dieser Zeit stellten die Dominikanerkonvente gut funktionierende Netzwerke dar, was eine schnelle und freie Bewegung von Menschen, Ideen und Gegenständen über das gesamte christliche Europa ermöglichte. Als ein spezielles und selbstständiges Netz galt das Bildungsnetzwerk der Dominikaner. T. macht darauf aufmerksam, dass Petrus von Gotland und Mauricius von Reval die integrierende Kraft dieses Systems belegen, da beide Männer die Möglichkeit erhielten, in bedeutenden Wissenschaftszentren des Kontinents zu studieren, um so auch ein persönliches, überregionales Kommunikationsnetzwerk zu schaffen. – Der Aufsatz von Kristjan Toomaspoeg, *Über eine Truhe in*

Brügge, die Rigaer Erzbischöfe in Avignon und Archivforschungen im Vatikan (Ühest Brugge kirstust, Riia peapiiskoppidest Avignonis ja arhiiviuuringutest Vatikanis, 202–224), basiert auf einem Archivfund aus dem Vatikan. Dieses Dokument enthält ziemlich knappe Informationen über den Nachlass eines Erzbischofs von Riga, der in Avignon residierte und dort auch gestorben war. Dieser Nachlass befand sich in einer Truhe des Rigaer Hansekaufmanns Konrad Wilczkul in Brügge. T. zufolge habe der Bischof während einer Reise bei Wilczkul übernachtet. Tatsächlich gelangten im Mittelalter die Einkommen aus dem Rigaer Stift über Brügge nach Avignon. Offensichtlich agierte Wilczkul als Vermittler zwischen Livland und Avignon, ohne dass er selbst die Kurie besuchte. Bei dem ursprünglichen Besitzer der in Brügge aufbewahrten Gegenstände könnte es sich um Friedrich von Pernstein (†1341) oder um den geborenen Livländer Engelbert von Dolen (†1347) gehandelt haben. Vf. weist abschließend auf die reichen Bestände des Vatikanischen Geheimarchivs hin, die für die Livlandforschung bedeutsam sind. Inna Jürjo, K. B.

Die Zeitschrift des Instituts für Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte der Universität Tallinn, *Acta Historica Tallinnensia*, online verfügbar unter www.kirj.ee/historica, liefert im 2017 veröffentlichten Band 23 drei für die hier interessierende Periode relevante Beiträge: In ihrem Aufsatz *From Rus' Trade to Crusade: St Olaf's Churches in the Eastern Baltic Sea Region* (3–25) setzt Kersti Markus ihre Überlegungen zur Frühgeschichte Livlands fort, die zu einer Neubewertung der skandinavischen Präsenz in Livland vor den Kreuzzügen anregen können. Aufgrund ihrer Analyse von vor allem skandinavischen Schriftquellen sowie archäologischen und visuellen Zeugnissen formuliert sie die These, der Kult des norwegischen Königs Olaf II. Haraldsson sei zu Beginn des 13. Jh.s vor allem von den Dänen instrumentalisiert worden und überlegt, ob die St. Olaikirche in Tallinn nicht vielleicht schon 1206 begründet wurde, um einer bereits bestehenden bzw. möglichen russischen Präsenz zu begegnen. – Kristjan Oad sucht anhand einer Analyse der entsprechenden Textstellen in Heinrichs Livländischer Chronik die Rolle des lokalen estnischen Stammeshauptes Lembitu näher zu charakterisieren. In seinem Beitrag *Lembitu. Meisterliche Führungskunst im jungen Marienland* (Lembitu. Juhtimiskunsti meistriklass vastsel Maarjamaal, 26–48) kommt er zu dem Schluss, dass Lembitu nicht mit anderen estnischen lokalen Führern zusammenarbeitete, als er 1217 ein großes Heer aufstellte, sondern sich im Kampf gegen die Christen in Riga auf die Festigung seiner eigenen Position konzentrierte. – Auch Marina Bessudnova ist mit ihrem Beitrag *Der Russlandhandel Lübecks im Pamphlet „Kurtzer Bericht undt Information der Hansischen von alters hero auf Lieflandt und Russlandt gebrauchter Sigillation, gewerb undt*

hantirung“ von 1571 aus dem Stadtarchiv Tallinn (49–64) vertreten. Der im Tallinner Stadtarchiv entdeckte kurze Text, in dem ein unbekannter Autor die Lübecker Narvafahrt verteidigt, wird im Beitrag vollständig wiedergegeben (51–53). Vf.in stellt den Text in den Kontext des Friedens von Stettin zwischen Lübeck und Schweden von 1570 und geht davon aus, dass er Reval nach dem Ende der Belagerung durch Herzog Magnus von Holstein im März 1571 erreichte. Der Bericht sollte in Reval Verständnis für die Aufrechterhaltung der Lübecker Position im Russlandhandel und die Errichtung eines Stapels in Ivangorod oder Pskov bewirken, was auch in Hinblick auf erwartete schwedisch-russische Friedensverhandlungen unter Beteiligung Revals von Belang für den Rat der Travestadt war. Von einer Reaktion Revals auf diese Charmeoffensive Lübecks, wenn sie denn überhaupt erfolgt ist, wissen wir freilich nichts. K. B.

Aus den Beständen des Stadtarchivs Reval liegt wieder einmal eine wichtige wirtschaftshistorische Quellenpublikation vor: *Kaupmees Matheus Spielmanni arveraamatud 1568–1570. Rechnungsbücher des Kaufmanns Matheus Spielmann von 1568–1570* (Tallinna Linnaarhiivi toimetised, Bd. 15, hg. von Ivar Leimus, Tallinn 2017, Verlag Tallinna Linnaarhiiv, 118 S.). – Die beiden Rechnungsbücher stammen aus den Jahren 1568 bis 1570. Spielmann kam vielleicht aus Preußen. 1568 verließ er seinen bisherigen Wohnort Königsberg und zog nach Reval. Später besuchte er auch Narva, Novgorod, Dorpat und Moskau. Wahrscheinlich kam er mit dem Heer des Herzogs Magnus von Holstein nach Livland zurück und starb 1571 vor den Mauern Revals im Lager des Herzogs, wenige Tage nach dem Ende der Belagerung der Stadt. Zu seinen Geschäftspartnern gehörten Friedrich II. von Dänemark, Herzog Magnus und die Kaufleute Ivan IV. Groznyj. Er handelte in Schweden, Preußen, Polen, den Niederlanden und in Köln. Die Publikation beweist, dass ungeachtet des Krieges Reval seine Rolle im russischen Transithandel weiterhin aufrechterhielt. Die in der Forschungsliteratur immer wieder auftretende These der zeitgenössischen Chronisten, der traditionelle livländische Russlandhandel sei wegen des Moskauer Angriffs im Livländischen Krieg und der „Narvafahrt“ zusammengebrochen, beschreibt also nicht die ganze Wahrheit. Die wichtigsten Waren Spielmanns waren Textilien, Bier, Wein, verschiedene Waffen und Reiterbedarf („Braunschweiger Waren“). Aus Russland importierte er vor allem Pelze. Die Publikation der in einer Mischung aus Nieder- und Hochdeutsch verfassten Quelle wird von einer umfangreichen, zweisprachigen Einführung von L. begleitet, die neben notwendigen Basisinformationen auch die ersten Resultate der Erforschung der Rechnungsbücher bietet. A. S.

Kaspar Kolk berichtet über *Drei Quellen der „alten Revaler Bibliothek“: über das Komplettieren im 16. Jahrhundert* („Vana Tallinna raamatukogu“ kolm allikat: komplekteerimisest 16. sajandil, in: Tuna 3, 2017, 10–29, 3 Abb., engl. Zus.). – In den 1550er und 1560er Jahren verzeichnet Reval die recht stattlichen Anfänge seiner Stadtbibliothek. Dem Bücherbestand zugrunde lag der Nachlass von Reinhold Grist (†1551), der als Geistlicher in der Olaikirche tätig war. Grists Bibliothek stammte überwiegend aus der vorreformatorischen Zeit und enthielt deshalb meistens bereits inhaltlich veraltete theologische Literatur. Ferner gehörten zur Stadtbibliothek polemische anti-lutherische Werke aus dem Franziskanerkloster von Wesenberg, weshalb diese Bücher im lutherischen Reval kaum Leser fanden: K. weist darauf hin, dass die Bände nur wenig Benutzungsspuren aufweisen. Dies gilt auch für weitere Bücherkollektionen, die der Bibliothek in den 1550er Jahren gespendet wurden. Vf. schließt daraus, dass das Niveau des Bücherbestandes die Bedürfnisse der Revaler überstieg, weil sich kaum jemand dort vertieft mit theologischen Fragen oder mit Werken der Kirchenväter auseinandersetzte. Allerdings gab es eine recht hohe Nachfrage nach Luthers Werken. Während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde die Stadtbibliothek nicht mehr weiter komplettiert. Immerhin reflektiert ihre frühe Kollektion die in der Stadt vertretenen geistigen Strömungen, z. B. die Verbreitung der Ideen der Gnesiolutheraner. Für die Forschung ist besonders wichtig, dass ein ansehnlicher Teil des älteren Bücherbestandes erhalten geblieben ist.

Inna Jürjo

Marten Seppel betrachtet in seinem Beitrag *1603. aasta katk Tallinnas Georg Mülleri tuluraamatu põhjal* (Die Pest des Jahres 1603 aufgrund des Einnahmebuches von Georg Müller, in: Tuna 3, 2017, 30–44, 4 Tbl., engl. Zus.) die Folgen und das Ausmaß einer der größten Pestepidemien in Reval. Als Quellen dienen dabei das Einnahmebuch von Georg Müller, dem Prediger der Heiliggeistkirche, und das Buch der Begräbniseinnahmen der Olaikirche. Die Epidemie kulminierte im August 1603, als Müller täglich mehr als 13 Personen begrub. In der Olaikirche rechnete man mit durchschnittlich 6–7 Begräbnissen pro Tag. Der Höhepunkt der Epidemie im Sommer bestätigt die Annahme, dass es sich um die Beulenpest handelte. Während des Sommers 1603 stiegen die Einkünfte von Georg Müller stark an: Er verdiente im Juli 2194,5 Mark und im August sogar 2680 Mark; zwei Jahre zuvor hatte er im Juli 1601 nur 161,25 Mark und im August 177,75 Mark eingenommen. Die Zahl der Pestopfer in Reval wird auf 3000 bis 5400 geschätzt, ungefähr ebenso viele Menschen überlebten die Epidemie. Dabei wurden in den Jahren 1603–1604 immerhin 70 neue Bürger in die Stadt aufgenommen. Insgesamt habe S. zufolge die Pestepidemie des Jahres 1603 keine politischen oder sozialökonomischen Folgen gehabt, auch wenn man diese oft mit großen Pandemien in Zusammenhang bringt.

Inna Jürjo

Kalle Kroon, *Weißenstein im 16.–18. Jahrhundert. Der Kampf der Bürger mit dem Gut Mexhof um ihre Rechte. Quellen zur Geschichte der Stadt Weißenstein* (Paide 16.–18. sajandil. Linnakodanike võitlus Mäo mõisaga oma õiguste eest. Dokumente Paide linna ajalooost, Paide 2017, Verlag Ühendus Weissenstein, 176 S., Abb.), behandelt die Geschichte der mittelestländischen Kleinstadt seit der Verleihung des Stadtrechts 1291. Hier werden die vorhandenen relevanten Informationen möglichst vollständig zusammengebracht, um die Bedeutung und selbstständige historische Rolle von Weißenstein darzustellen. Einerseits ist es tatsächlich wahrscheinlich, dass die während bzw. nach der Zeit der frühneuzeitlichen Kriege und Zerstörungen schriftlich erwähnten Kirchen sowie andere steinerne Gebäude aus dem Mittelalter stammen. Andererseits aber sollten Zeichnungen und Beschreibungen des 17.–18. Jh.s doch mit etwas mehr Quellenkritik retrospektiv benutzt werden. Gründlich behandelt K. die Prozesse der Bürger gegen die lokalen Gutsbesitzer, die seit dem 17. Jh. die Stadt als ihren Lehnbesitz betrachteten, aber erst im 18. Jh. unter der Zarenherrschaft in dieser Sache vollständig Erfolg hatten. Damals vermochte der lokale baltische Adel die frühere Autonomie der Kleinstädte faktisch zu liquidieren. Ungeachtet des ab und zu unkritischen Heimatforscher-Eifers des Autors stellt die Publikation eine Sammlung von Materialien dar, die überraschend umfangreich ist. Die zahlreichen hochwertigen Reproduktionen historischer Karten und Pläne sind besonders hervorzuheben. A. S.

LITAUEN. Der Sammelband *Die Schlacht an der Swienta und ihre Zeit* (Pabaisko mūšis ir jo epocha. Straipsnių rinkinys, hg. von Iлона Vaškevičiūtė, Vilnius 2017, Lietuvos edukologijos universiteto leidykla, 424 S., Abb.) thematisiert die Geschichte der Schlacht an der Swienta bei Wilkomir am 1. September 1435, wo der Großfürst Sigismund von Litauen über das Heer des Fürsten Švitrigaila und des livländischen Deutschen Ordens den Sieg errang. Vom Blickwinkel der hansischen Geschichte ist hier der Beitrag von Sergej Polechov über den entsprechenden Abschnitt in der Chronik von Hermann Korner von Interesse (*Izvestie chroniki Germana Kornera o Vil'komirskoj bitve i ego istoričeskij kontekst.*, 91–133). Vf. betont, dass der Lübecker Chronist über die litauischen Angelegenheiten gut informiert war. Die Nachrichten wurden über die kaufmännischen und anderen persönlichen Netzwerke vermittelt, vielleicht spielte auch das Baseler Konzil als Informationsbörse eine Rolle. *Die jahrhundertelangen Kämpfe des Schwertbrüder- und livländischen Ordens gegen Litauen und die Schlacht an der Swienta* [Kalavijuočių – Livonijos ordino šimtametės kovos prieš Lietuvą ir Pabaisko (Šventosios) mūšis (1208–1435 m.), 178–230] von Romas Batūra ist eine nationalhistorisch gerichtete Auflistung der litauisch-livländischen militärischen Konflikte, in der die Litauer immer die Helden und die Deutschordensritter die Aggressoren sind. A. S.

Während des Krieges zwischen Russland und Polen-Litauen von 1654 – 1667 hielten russische Truppen eine Zeit lang weite Teile des Großfürstentums besetzt. Im Jahre 1655 eroberten sie sogar Wilna und Kowno, was zur Flucht vieler Bürger und Einwohner dieser Städte besonders ins benachbarte Preußen führte. Die im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (Berlin) erhaltenen Quellen über die dortige Aufnahme der Exilanten wurden von litauischen Fachleuten in einem stattlichen Band veröffentlicht: *Quellen zur moskowitzischen Okkupation in Litauen in der Mitte des 17. Jahrhunderts, Bd. 4. Listen der Flüchtlinge aus dem Großfürstentum Litauen in Preußen vom Jahre 1656* (XVII a. vidurio Maskvos okupacijos Lietuvoje šaltiniai, t. 4. Pabėgėlių iš Lietuvos Didžiosios Kunigaikštystės Prūsijoje 1656 m. sąrašai, hg. von Mintautas Čiurinkas [u. a.], Vilnius 2016, 506 S., dt., engl. und poln. Zus., 495–506, Abb., 1 CD-ROM). Die hier in ihrer originalen deutschen, polnischen oder lateinischen Sprache wiedergegebenen Texte und Personenaufstellungen entstanden im Zusammenhang mit der Vereidigung der Zugezogenen auf Friedrich Wilhelm, den späteren „Großen Kurfürsten“, der auch Herzog von Preußen war. Zu den Flüchtlingen gehörten zahlreiche deutsche Bürger und Einwohner aus Wilna und Kauen – so der hier verwendete deutsche Namen von Kowno –, vereinzelt auch solche aus Grodno. Beim Unterzeichnen des Eides gaben die Männer ihren Kaufmanns- oder speziellen handwerklichen Beruf an, außerdem nannten sie ihre Familienangehörigen und führten anderes auf. Mitunter gehört dazu eine Angabe über ihre ursprüngliche Herkunft, wobei bezeichnenderweise Preußen und Riga genannt werden. Aus Wilna und Kowno waren auch Polen nach Preußen geflohen, mit Zwischenstation in Litauen sogar auch Polen und Ruthenen aus Polozk und Minsk. Dieses nicht zuletzt stadt- und beziehungs geschichtlich interessante Quellenmaterial war hin und wieder bereits ausgewertet worden (so von Paul Karge für die Geschichte der Deutschen in Wilna und Kowno schon 1917), gleichwohl ist seine Publikation zu begrüßen. N. A.

Nachgetragen sei der Hinweis auf eine seriöse Untersuchung, die in den thematischen Zusammenhang der voranstehenden Anzeige gehört: Irina Gerasimova, *Unter der Herrschaft des russischen Zaren. Das soziokulturelle Milieu Wilnas in der Mitte des 17. Jahrhunderts* (Pod vlast'ju ruskogo carja. Sociokul'turnaja sreda Vil'ny v seredine XVII veka, St. Petersburg 2015, 343 S.). – Diese Monografie über die Russenzeit Wilnas (1655–1661) stützt sich sehr weitgehend auf Moskauer Archivalien. Von ihren russischen Quellen her und unter Heranziehung weiteren Materials kann G. die Eroberung und Verwaltung der Stadt, die Folgen einer Pestepidemie (1667), die Entwicklung des Verhältnisses zwischen den Einheimischen und den Besatzern zum Schlechteren sowie die Umsiedlung von Fachkräften nach Moskau und deren dortige Tätigkeit klar beleuchten. Interesse wecken die

Weiterführung des traditionellen Handels zwischen Wilna und Königsberg, auch mit dorthin geflohenen Verwandten, und das begrenzte Fortleben des Handwerks einschließlich der Weiterexistenz bzw. des Wiederauflebens von Zünften. Erwähnt sei, dass zu den nach Moskau Umgesiedelten auch deutsche Handwerker und Künstler gehörten. *N. A.*

BELARUS. A. V. Kostjukevič bietet eine Übersicht über *Die Geschichte der Forschungen über die Importwaren des 9.–13. Jahrhunderts und ihrer Einfuhrwege ins Polozker Land* (Istorija izučenija importov IX–XIII vekov i putej ich potuplenija na territoriju Polockoj zemli, in: Vestnik Polockogo gasudarstvennogo universiteta. Serija A. Gumanitarnye nauki 2015, Nr. 9, 58–69). In der Reihenfolge historischer und damit auch historiographischer Entwicklungsetappen hat Vf.in zahlreiche mit dem Thema mehr oder weniger eng verbundene Publikationen erfasst und charakterisiert ihren dafür relevanten Inhalt jeweils knapp und treffend. Damit werden Forschungsleistungen gewürdigt und wird der Kenntnisstand festgehalten sowie die Weiterarbeit erleichtert. *N. A.*

Ivan Ivanavič Sinčuk, *Belarussisch-litauische numismatische Bibliographie 1950–2000* (Belaruska-litoŭskaja numizmatyčnaja biblijagrafija 1950–2000, Minsk 2017, 124 S.). – Das Hilfsmittel fasst die bibliografischen Angaben von insgesamt 914 Veröffentlichungen über die Münzgeschichte des Großfürstentums Litauen zusammen. Das Verzeichnis ist geografisch in einen belarussischen und einen litauischen Teil gegliedert, dem auch die einführenden analytischen Überblicke der numismatischen Literatur aus Belarus und Litauen im behandelten Zeitraum entsprechen. Die Titel sind chronologisch geordnet, Register fehlen. Doch sind die russischen Übersetzungen der litauischen Titel für den der Sprache Unkundigen hilfreich. *A. S.*

RUSSLAND. Am 1. Mai 2017 ist die große russische Historikerin Anna Leonidovna Choroškevič gestorben. Die Vielseitigkeit und fortwirkende Bedeutung ihres Schaffens würdigt Aleksandr Filjuškin in einem Nachruf (Anna Leonidovna Choroškevič [28.03.1931–01.05.2017], in: Peterburgskie slavjanskije i balkanskije issledovanija 2017, Nr. 1, 191–195). Während F. die Beiträge der Verstorbenen zur Kenntnis der russischen Außenpolitik des 16. Jh.s hervorhebt, bleibt sie für uns die längere Zeit bedeutendste Forscherin auf dem Gebiet der hansisch-russischen Beziehungen, ehe sie als solche von der Novgorod-Spezialistin Elena Rybina abgelöst wurde. In der Hansischen Umschau konnten wir überaus zahlreiche Beiträge von Anna Choroškevič anzeigen. Sie schätzte besonders die Würdigung ihres grundlegenden Werkes. „Der Handel Groß-Novgorods mit dem Baltikum und Westeuropa im 14.–15. Jahrhundert“ durch den besten deutschen Kenner Paul Johansen (vgl. HGBl. 82, 1964, 196f.). *N. A.*

Der Sammelband *Das Gesamtwerk von Aleksandr Zimin und die heutige russländische Historiographie* (Tvorčeskoe nasledie A. A. Zimina i sovremennaja rossijskaja istoriografija. Doklady, stat'i i vospominanija. Šestye ziminskie čtenija, hg. von Vladimir Petrovič Kozlov, Moskau 2017, Verlag Drevlechranilišče, 436 S.) geht auf eine 2015 abgehaltene Tagung zurück. Der hansehistorisch interessierte Leser findet hier Informationen über die Person des verdienstvollen russischen Historikers (1920–1980) sowie einen Aufsatz von Aleksandr Il'ič Filjuškin über die Einnahme Dorpats durch Moskauer Truppen 1558 (Vzjatje Derpta v 1558 g., 171–176). Für den Druck ist die Vortragsform beibehalten worden, die ereignisgeschichtliche Erzählung entbehrt auch der Quellennachweise. A. S.

Ein prächtiger, reich illustrierter Band zur Frühgeschichte der Rus' liegt jetzt auch in deutscher Sprache vor: *Die Rus' im 9.–10. Jahrhundert. Ein archäologisches Panorama*, hg. von Nikolaj Andreevič Makarov (Studien zur Siedlungsgeschichte und Archäologie der Ostseegebiete, Bd. 14, Kiel [u. a.] 2017, Wachholtz Verlag, 542 S., Abb.). Die russische Erstausgabe erschien 2012 (vgl. HGBll. 132, 2014, 214 f.). Die Übersetzung des umfangreichen Textes ist gewiss als eine hervorragende Leistung zu werten. „Zur besseren Lesbarkeit“ (11) wurden dabei die ukrainischen und weißrussischen Orts- und Personennamen nur in ihren russifizierten Formen wiedergegeben. Warum zum Beispiel Černigov auf Deutsch „besser lesbar“ ist als Černihiv und ob auch die Ukrainer diesen Standpunkt teilen, wird nicht erklärt. Insgesamt handelt es sich um ein gründliches, oft sehr detailreiches „Panorama“ der osteuropäischen Geschichte in der Zeit der Entstehung des altrussischen Reiches. A. S.

Am transkontinentalen Fernhandel der vorhansischen Zeit waren auf dem Territorium der nördlichen Rus' neben den bedeutenden Zentren Ladoga, Gorodišče bei Novgorod und Gnězdovo auch das erheblich weniger beachtete Timerëvo bei Jaroslavl' und das bisher kaum bekannte Krutik im Gebiet von Vologda beteiligt. Dies bestätigt der Beitrag von S[ergej] D[mitrievič] Zacharov, S[vetlana] V[ladimirovna] Mesnjankina [u. a.] über *Krutik und Timerëvo. Archäologische Untersuchungen der Jahre 2011–2015* (Krutik i Timerëvo: archeologičeskie issledovanija 2011–2015 godov, in: Vestnik RGNF. Gumanitarnye i obščestvennye nauki 2016, Nr. 3–4, 169–181). Für Krutik, das im 9.–10. Jh. in der erwähnten Weise funktionierte, werden neben Dirhems auch Knochenfunde als Zeugnisse des Pelzhandels genannt, für Timerëvo Importwaren aus Skandinavien, Wolgabulgarien und dem arabischen Kalifat. N. A.

A[leksandr] V[alentinovič] Kurbatov vergleicht sorgfältig *Die Sammlungen frühmittelalterlicher Ledererzeugnisse aus Haithabu und Ladoga* (Kollekcii rannesrednevekovykh kožanyh predmetov Chedebju i Ladogi, in: *Ladoga i problemy drevnej i srednevekovej istorii severnoj Evrazii*. Sbornik statej, red. von V[iktorija] T[alगतovna] Musbachova, St. Petersburg 2016, 49–71). Festgestellt wird eine so gut wie völlige Gleichartigkeit der Schuhtypen und fast aller sonstigen Einzelheiten bei der Gestaltung der Ledererzeugnisse des 9.–10. Jh.s aus den beiden Frühstädten. Da es im damaligen Ladoga keine eigene Herstellung gab, erklärt sich dies mit der Einfuhr der Lederwaren. Vf. betont die prägende Zusammengehörigkeit von Ladoga mit den frühstädtischen Zentren an der Ost- und Nordsee. *N. A.*

Die meisten Berichte im Sammelband *Die mittelalterliche Archäologie des Wolga-Ural-Gebiets* (Srednevekovaja archeologija Volgo-Ural'ja. Sbornik naučnych trudov k 65-letnemu jubileju Fajaza Šaripoviča Chuzina. Institut archeologii im. A. Ch. Chalikova Akademii nauk Respubliki Tatarstan, hg. von R[enat] R[afailovič] Valiev u. a., Kazan' 2016, 164 S.) sind thematisch von der Hanseforschung entfernt, wenn auch zwei von ihnen interessant sein dürften. Bei seiner Betrachtung des Begriffs der „Geldkultur“ in der Archäologie (32–41) betont N[ikolaj] A[leksandrovič] Chan die besondere Rolle des Geldumlaufs als Indikator für den Entwicklungsstand der Gesellschaft. Unter Geldkultur versteht Vf. die konkrete Art des Geldumlaufs in einem bestimmten historischen Zeitraum an einem bestimmten geografischen Ort. Sein eigenes Datenmaterial basiert auf archäologischen Funden aus dem Gebiet der Flüsse Vjatka und Kama und bezieht sich auf den Zeitraum des 6.–14. Jh.s. An diesem Beispiel wird die Methode der Ermittlung von einzelnen Geldkulturen gezeigt, wobei die Attribution von Gegenständen (Barren, Münzen, Schmuck, Silber, Kelche usw.), die als Geld dienen konnten, sowie deren Herkunft von Bedeutung sind. An zweiter Stelle folgt die Aufgabe, die festgestellte Geldkultur mit den lokalen archäologischen Kulturen zu vergleichen. Die Untersuchung des Raumes von Vjatka-Kama lässt erkennen, dass in seinen Grenzen die Geldkultur mit den bekannten archäologischen Kulturen nicht zusammenfällt, sondern eine besondere historische und geografische Region repräsentiert, was nach der Meinung des Vf.s für die „paläoökonomische Rekonstruktion von alten und prähistorischen Gesellschaften“ extrem wichtig ist. Er bemerkt, dass die Geldkultur des mittleren Wolgagebiets im behandelten Zeitraum durch „metrologische Polyphonie“, d. h. durch eine Synthese vieler asiatischer und westeuropäischer Gewichtsnormen gekennzeichnet war, was durch den Massenzustrom verschiedener Zahlungsmittel, insbesondere von Silber, vom Süden und Südosten sowie durch den Zwang, einen bedeutenden Teil

des östlichen Silbers aufgrund der Unmöglichkeit der internen Nutzung weiter nach Novgorod und Skandinavien zu transportieren, verursacht wurde. – D[inar] D[amirovič] Salachov macht darauf aufmerksam, dass Wolgabulgarien und angrenzende Gebiete im späten 10. und 11. Jh. neben dem gut bekannten Zustrom des Geldes aus dem Osten gleichzeitig einen Empfang von westeuropäischen Münzen – allerdings einen nur bescheidenen – kannten (42–45). Vf. hat die Arbeit von Vsevolod Michajlovič Potin (1967) fortgesetzt und eine neue Topografie der Funde von westeuropäischen Münzen in der mittleren Wolgaregion erstellt. Deren Zahlen haben eine starke Veränderung erfahren; während Potin nur 6 Objekte nennt, beschreibt Vf. tabellarisch 27 westeuropäische Münzen, vorrangig aus Deutschland (14). Bemerkenswert ist auch die Beobachtung, dass die Funde der westeuropäischen Gepräge wie vorher die der kufischen Münzen in bestimmten Gebieten konzentriert sind, und zwar in Wolgabulgarien (das moderne Tatarstan und das Gebiet Uljanovsk), in den heutigen Republiken Mari und Udmurtien sowie im Gebiet Perm. – Der Beitrag von V[ladimir] J[ur'evič] Koval' (64–67) behandelt Probleme und Forschungsperspektiven der Städte in Wolgabulgarien, wobei Vf. die primäre Bedeutung von Stadtdefinitionen sowie der Periodisierung bezüglich der bulgarischen städtischen Siedlungen betont, weil ihre offensichtliche Unähnlichkeit mit russischen und östlichen Städten dies erfordere. Besondere Aufmerksamkeit gilt den Festungen, die als Ausgangspunkte für den Städtebau dienten. – E[vgenij] M[ichajlovič] Pigarev beschreibt das Handelsinventar von Selitrennoe gorodišče (Saraj), das für den Binnenhandel in dieser Hauptstadt der Goldenen Horde benutzt wurde (109–111).
M. Bessudnova

Michail Borisovič Sverdlov, *Deutsche lateinsprachige Quellen zur Geschichte der Alten Rus' aus dem 9.–13. Jahrhundert. Die Textgeschichte des „Russischen Rechts“*. *Ausgewählte Aufsätze. Wissenschaftliche Publikation* (Latinojazyčnye istočniki po istorii Drevnej Rusi IX–XIII vv. Germanija. „Pravda Russkaja“. Istorija teksta. Izbrannye stat'i. Naučnoe izdanie, St. Petersburg 2017, 589 S.). – Bei diesem Buch handelt es sich um eine Neuauflage bereits früher veröffentlichter Arbeiten. Der uns besonders angehende Teil mit der Wiedergabe, russischen Übersetzung und Kommentierung von Abschnitten aus den Werken deutscher Geschichtsschreiber und aus sonstigen Quellen über die Rus' ist am umfangreichsten (12–330). Beginnend mit dem Raffelstettener Zollweistum und Adam von Bremen, ist eine ganze Reihe der dort gebotenen Auszüge für die Geschichte des Handels von Belang. Weitere Texte betreffen dynastisch-politische und kirchliche Beziehungen oder stellen Zeugnisse der deutschen Russlandkenntnis dar. Dieser ganze Quellenteil war zuerst 1989/90 als Rotaprint veröffentlicht worden und ist hier kaum verändert.

Die Übersetzungen ins Russische wurden allerdings sprachlich redigiert, außerdem verzeichnet ein Anhang neuere einschlägige Literatur. Doch die seitherigen Erkenntnisfortschritte (die namentlich Aleksandr Nazarenko zu verdanken sind) finden in den Kommentaren keine Berücksichtigung. Die Textzusammenstellung ist aber im gegebenen Umfang bisher nicht zur Gänze ersetzt und bleibt insofern weiterhin beachtenswert. *N. A.*

Das Jahrbuch *Die ältesten Staaten Osteuropas 2015* erschien unter dem speziellen Titel *Die Wirtschaftssysteme Eurasiens im Frühen Mittelalter* (Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy. 2015 god. Ėkonomičeskie sistemy Evrazii v rannee srednevekov'e, hg. von Aleksej Sergeevič Ščavelev, Moskau 2017, Verlag Universitet Dmitrija Požarskogo, 496 S.). Michail Olegovič Žukovskij behandelt hier *Die frühmittelalterlichen Sets der Gewichtstücke in Osteuropa* (Rannesrednevekovye nabory vesovyh girek Vostočnoj Evropy, 144–246) aus dem 9.–11. Jh. und bietet Kataloge der entsprechenden altrussischen Funde. Vf. hat die Gewichtsverteilung bei den Einzelstücken analysiert. Seine Feststellung lautet, dass tönchenförmige Wägestücke das Basisgewicht von ungefähr 8g haben, in einem anderen Rechnungssystem auch 24g, wobei vor allem die ½ Werte (12g) als Gewichtstücke verbreitet waren. Die vierzehnkantigen Wägestücke sind zu variabel, um ihr Basisgewicht feststellen zu können, aber im Hinblick auf die Fundzusammenhänge lässt sich der Dirhem als ihre Grundlage vermuten. Es werden auch die genauere Zusammensetzung und die Verwendungsmöglichkeiten der Sets behandelt. Tat'jana Michajlovna Kalinina thematisiert das Steuersystem der Rus' im 9.–11. Jh. aufgrund der orientalischen schriftlichen Quellen (Dani i pobory v Drevnej Rusi po dannym „Anonimnoj zapiski“ arabo-persidskich avtorov, 374–389). Elena Aleksandrovna Mel'nikova vergleicht die ökonomischen Grundlagen der Herrschaft in Skandinavien und der Rus' (Ėkonomičeskie sistemy v epochu obrazovanija gosudarstva: Drevnjaja Rus' i Skandinavskie strany, 390–440). Ihr Ergebnis lautet, dass während in Skandinavien die Macht auf dem lokalen, erblichen Grundbesitz basierte und die gesellschaftliche Elite sich „von unten“ ergänzte, es sich in der Rus' um eine fremde Elite handelte, deren Ressourcen auf der Fähigkeit beruhten, die Handelswege zu kontrollieren, Krieg zu führen und Abgaben einzukassieren – auch mit Gewalt. Bis zum 11.–12. Jh. formierte sich der altrussische Staat mit einem Fiskalsystem, das auf den internen Ressourcen des Gebietes basierte. *A. S.*

In Stein und Bronze. Festschrift für Anna Peskova (V kamne i v bronze. Sbornik statej v čest' Anny Peskovoj. Institut istorii material'noj kul'tury, trudy, Bd. 48, hg. von Aleksandr Evgen'evič Musin und Ol'ga Alekseevna Ščeglova, St. Petersburg 2017, Verlag Institut istorii material'noj kul'tury,

650 S., Abb.). – Aus dem umfangreichen Band sind einige Beiträge auch in unserem Zusammenhang erwähnenswert. Aleksandr Michajlovič Gordin geht auf russischsprachige Graffiti des 13. Jh.s in der südfranzösischen Abteikirche Saint-Gilles ein, die er mit möglichen Pilgerreisen verbindet (*Zametki o palomničeskich graffiti abbatstva Sen-Žil'*, 95–103). Roberts Spirģis stützt mit seinem Untersuchungsergebnis die Auffassung, dass in Lettland und Litauen gefundene, aus der orthodoxen Tradition stammende kleine mittelalterliche und frühneuzeitliche Kreuze aus Perlmutter auf Pilgerfahrten nach dem Heiligen Land hinweisen, die Routen sowohl durch das östliche als auch westliche Europa benutzen konnten (*Palomničeskij kontekst nachodok perlamutrovych krestikov XIII–XVII vv. na territorii sovremennykh Latvii i Litvy*, 561–582). Aleksandr Ivanovič Saksja versucht, das Haus der Kaufmannsgilde zum Heiligen Geist in Wiborg aufgrund der archäologischen Befunde zu lokalisieren (*Dom kupečeskoj gil'dii [Gil'dija Svjatogo Duča] v Vyborge: K voprosu o lokalizacii*, 511–524). Vf. verbindet ein untersuchtes Grundstück in der Klosterstraße (Luostarinkatu/Vyborgskaja 8) wegen hier gefundener Warenplomben, ausländischer Münzen und Buchdeckeldetails mit dem bisher aufgrund der schriftlichen Quellen bekannten Gebäude. A. S.

Die historische Persönlichkeit des altrussischen Großfürsten Aleksandr Jaroslavič, bekannt auch als „Nevskij“, fasziniert immer neue Forscher. Dana Picková behandelt die Beziehungen zwischen dem heiliggesprochenen Fürsten und der päpstlichen Kurie (*Svjatoj blagovernnyj knjaz' Aleksandr i papskaja kurija*, in: Prague Papers on the History of International Relations 2017, Nr. 1, 38–50). Vf. in sieht in Aleksandr einen Realpolitiker, der keine grundsätzliche Abneigung gegen den „Westen“ oder das katholische Europa empfand. So hat auch der Novgoroder Westhandel sich während der Herrschaft Aleksandrs unbehindert weiterentwickelt. Der Fürst hat die Kirchenunion mit Rom abgelehnt, weil er mit der orthodoxen Kirche tief verbunden war und besonders, weil er die politische Aussichtslosigkeit dieser Union erkannte. – Der namhafte St. Petersburger Mediävist Michail Borisovič Sverdlov dagegen untermauert kräftig die ursprünglich in den 1920er Jahren von den Autoren der sogenannten eurasischen Schule formulierte These, dass Aleksandr Nevskij eine geniale Entscheidung traf, die im „Westen“ die historische Gefahr für Russland erkannte und durch die Kooperation mit den Mongolen die Eigenständigkeit des Landes rettete: *Aleksandr Nevskij – ein Genie der Strategie und Taktik* (Aleksandr Nevskij – genij strategii i taktiki, in: Peterburgskij istoričeskij žurnal 2017, Nr. 3 [15], 7–31). Die päpstlichen Briefe an Aleksandr bewertet Vf. als eine Provokation. Dennoch trug der Fürst auch zu den friedlichen Beziehungen mit den westlichen Nachbarn bei, wenn sie den Interessen der Rus' entsprachen,

so mit der Unterstützung des Novgoroder Handels. Wenn es im Interesse des Staates und der gesamten Rus' notwendig war, hat Aleksandr berechtigt auch brutale Methoden angewandt. Dass gerade seine Nachkommen in den späteren Jahrhunderten Russland politisch vereinigten, sei wahrscheinlich genetisch vorbestimmt gewesen. A. S.

Der Almanach *Die alte Rus': Zeit, Menschen und Ideen* (Drevnjaja Rus' vo vremeni, v ličnostjach, v idejach. Al'manach, Bd. 8, hg. von Pavel Ivanovič Gajdenko, St. Petersburg 2017, 438 S.) enthält Beiträge der Tagung „Die Macht und die Kirche in der alten Rus': Vorgänge, Personen, Ideen“, die im Juni 2017 in St. Petersburg veranstaltet wurde. Aleksandra Vadimovna Nikitina analysiert hier die Position des Fürsten von Tver' hinsichtlich der Unionsverhandlungen auf dem Florentiner Konzil 1439 und gleichzeitig auch die Aktivitäten des Metropoliten Isidor von Kiew in der inneren politischen Situation in Russland vor und nach dem Abschluss der Kirchenunion (*Tverskoe knjažestvo i Ferraro-Florentijskij sobor' [1439. g.]*, 310–317). Timur Faritovič Chajdarov behauptet, dass die Pestepidemie der Jahre 1417–1420 die schwerste in Novgorod war (*Novgorodskij mor „leta 6925–6928“*, 304–309). Die von der Epidemie hervorgerufene soziale Krise verursachte den Novgoroder Aufstand 1418. Die vom Vf. angebotenen historischen Generalisierungen sollten jedoch nur mit etwas Vorsicht akzeptiert werden. Zwei Beiträge beschäftigen sich mit der Legende des heiligen Isidor von Dorpat, der 1472 von den livländischen „Deutschen“ gemartert worden sein soll. Laut Filipp Dmitrievič Podberezkin soll die klösterliche Tradition der Verehrung der von „Deutschen“ getöteten Mönche in Pleskau schon im 13. Jh. entstanden sein (*Pskovskaja agiografija kak istočnik po istorii rusško-livonskich otnošenij XIII–XV vv.: k postanovke voprosa*, 139–148). Die Viten der orthodoxen Geistlichen Isidor und Serapion, die laut ihrer Legenden im 15. Jh. in Livland missionierten, seien eine Fortsetzung dieser Tradition. Die Verfolgung der orthodoxen Russen in Livland sei eine Realität des 15. Jh.s gewesen. Die Frage, wann und wie diese Legenden verfasst wurden, wird nicht gestellt. Von Interesse ist die Vermutung, dass die 1463 in der Pleskauer Chronik erwähnte „pošlina“ des Dorpater Bischofs an den Großfürsten mit dem seit 1474 in den livländisch-russischen Verträgen erwähnten „Dorpater Tribut“ („dan“) nicht identisch sei. Der Ausdruck „pošlina“ soll hier keine Steuer, sondern irgendwelche Rechte oder Privilegien Pleskaus in Dorpat bedeuten. Die Umdeutung dieser Rechte als Tribut seitens der Russen stelle ein Resultat des Martyriums von Isidor dar. Auch Konstantin Aleksandrovič Kostromin hält die Heiligenviten für zeitgenössische faktische Berichte (*„Stradanie svjaščennomučenika Isidora“ kak istoričeskij istočnik i literaturnyj pamjatnik konca XV – serediny XVI*

veka, 149–163). Isidor sei ein Este und Priester der orthodoxen Esten in Dorpat gewesen. Wichtig sind die gesammelten Daten über die Manuskripte der beiden Fassungen der Legende und des Textes der Gedenkgottesdienste für Isidor, die seit den 1550er Jahren bekannt sind. Mitte des 17. Jh.s ist der Heilige dann in Vergessenheit geraten. A. S.

Nachträglich sei auf den Sammelband *Die Städte der alten Rus'* hingewiesen (Mista Davn'oji Rusi. Zbirka naukovich prac' pam'jati A. V. Kuzi, hg. von Petro Petrovič Toločko, Kiew 2014, Verlag „Starodavnij Svit“, 532 S., Abb.), der dem Andenken des Archäologen Andrej Vasil'evič Kuza (1939–1984) gewidmet ist. Die Beiträge der überwiegend ukrainischen und russischen Autoren thematisieren vor allem die frühen städtischen Siedlungen der Rus' und ihre archäologische Erforschung. In diesem Zusammenhang geht es auch um die Entstehung und die frühen sozialen und wirtschaftlichen Strukturen der Kiewer Rus'. Für die Geschichte der russisch-hansischen Beziehungen ist die Feststellung von Elena Aleksandrovna Rybina relevant, dass während in den Novgoroder Birkenrindenurkunden des 11.–13. Jh.s zwölf altrussische Städte erwähnt sind, in den Funden aus dem 14.–15. Jh. kein Stadtname vorkommt (*Drevnerusskie goroda v novgorodskich berestjanyh gramotach*, 89–95). Veronika Vladislavovna Muraševa und Aleksandr Anatol'evič Fetisov stellen die Resultate der Erforschung des Hafengebietes von Gnězdovo vor (*Portovaja zona Gnězdovo*, 287–293). Aleksej Sergeevič Ščavelev datiert die erste schriftliche Erwähnung von Gnězdovo in den byzantinischen Quellen auf den Anfang des 10. Jh.s („V samych že verchov'jach reki Dnepr obitajut rosy...“ (*DAI.42.60–61*): *k voprosu o pervom upominanii torgovo-remeslennogo poselenija rusi u d. Gnězdovo*, 369–373). Radosław Liwoch behandelt die Funde altrussischer Herkunft in Polen (*Importy staroruskie w Polsce przykłady ze zbiorów dawnych Muzeum Archeologicznego w Krakowie*, 415–423). A. S.

Ein nützliches Hilfsmittel haben È. N. Belonožka, P[etr] G[rigor] evič] Gajdukov [u. a.] zusammengestellt: *Die Archäologie Novgorods. Literaturverzeichnis für 2001–2010* (Archeologija Novgoroda. Ukazatel' literatury 2001–2010, Moskau 2017, 184 S.). – In ihrem Hauptteil erfasst diese Bibliografie wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Publikationen, die jahrgangsweise und innerhalb jedes Jahrgangs nach der alphabetischen Folge der Autorennamen aufgeführt sind. Daneben werden ungedruckte Ausgrabungsberichte und Diplomarbeiten sowie Zeitungsartikel erfasst und elektronische Ressourcen nachgewiesen. Das unverzichtbare thematische Register enthält die Lemmata Handwerk und Numismatik, nicht aber Handel. Das dokumentierte Schrifttum bietet dazu jedoch eindeutig sehr viel. N. A.

Städte, Siedlungen und Nekropolen. Ausgrabungen 2016 (Goroda, poselenija, nekropoli. Raskopki 2016, red. von A[sja] V[iktorovna] Ėngovatova [u. a.]. Materialy spasitel'nych archeologičeskich issledovanij 19, Moskau 2017, 240 S., Abb.). – Aus diesem Band gehen uns zwei Berichte über Grabungsergebnisse auf der Sophienseite Novgorods (32–37) und auf dessen Marktseite (38–43) an, verfasst jeweils gemeinsam von P[etr] G[rigor'evič] Gajdukov und O[leg] M[ichajlovič] Olejnikov. Das Mitgeteilte bestätigt ein bekanntes Bild: Auch 2016 wurden neben Dirhems aus dem 9.–10. Jh. deutsche und englische Denare aus dem 11. Jh. gefunden, während aus späterer Zeit westliche Warenplomben aus Blei und hansische „Hausmarken“ auf Fassedeln stammen. N. A.

Denkmäler der mittelalterlichen Archäologie Osteuropas. Festschrift zum Jubiläum von Marina Dmitrievna Polubojarinova (Pamjatniki srednevekovoj archeologii Vostočnoj Evropy: k jubileju Mariny Dmitrievny Polubojarinovoj, hg. von A[leksej] V[ladimirovič] Černecov, Moskau 2017, Institut archeologii RAN, 272 S., Farbabb.). – G[ennadij] E[vgen'evič] Dubrovin berichtet über die Preußische Straße (*Prusskaja ulica*) von Groß-Novgorod (26–32) und stellt dar, dass dieser Stadtbezirk wirklich von einer zugezogenen Aristokratie bewohnt war, die aber nicht aus Preußen, sondern aus Skandinavien stammte und zur führenden politischen Kraft von Novgorod wurde. Die Existenz einer Straße mit dem Ethnonym „Prußen“ in Novgorod diente später als Anlass, unzutreffende genealogische Legenden über die Verbindung des Moskauer Hochadels mit den preußischen Stammeshäuptlingen und durch sie mit Kaiser Augustus zu schaffen. Das Wohnen von ethnischen Prußen in Novgorod ist wahrscheinlich, aber durch Quellen nicht bezeugt. – Im Bericht von A[ndrej] A[leksandrovič] Gomzin wird ein Hort von kufischen Münzen aus dem 9. Jh., der in der Nähe des Dorfes Mšaga im Novgoroder Gebiet im Jahre 2016 gefunden wurde, im Detail beschrieben (95–104). Vf. betrachtet diesen als eine wichtige Quelle zur Kenntnis des Umschlags von Dirchems im russischen Nordwesten. – A[ndrej] E[vgen'evič] Leont'ev stellt den befestigten Handelsplatz Es'ki an der Mologa im Novgoroder Land im handlungsgeschichtlichen Zusammenhang vor (196–200). Er betrachtet ihn als eine Station der Wasserstraße vom Oberlauf der Wolga nach der Ostsee, entstanden noch vor der Bildung des altrussischen Staates. M. Bessudnova

Neue Funde von Birkenrindenurkunden aus den altrussischen Städten werden regelmäßig vorgestellt. Im Bericht über das Jahr 2015 von A[leksej] A[lekseevič] Gippius und Andrej Anatol'evič Zaliznjak (†2017) (*Berestjanye gramoty iz novgorodskich raskopok 2015 g.*, in: Voprosy Jazykoznanija 2016, Nr. 4, 7–17) sind zehn Texte aus Novgorod publiziert. Zu ihnen gehören zwei Listen

über Schulden aus dem 13. Jh. und ein Verzeichnis der bezahlten Steuern aus etwa der gleichen Zeit. Im Jahre 2016 kamen in Novgorod und Staraja Russa 17 Birkenrindenurkunden ans Tageslicht. Darüber berichten Gippius, Zaliznjak und Elena Vladimirovna Toropova (*Berestjanye gramoty iz raskopok 2016 g. v Velikom Novgorode i Staroj Russe*, in: *Voprosy Jazykoznanija* 2017, Nr. 4, 7–24). Auch sie stellen mehrheitlich diverse wirtschaftliche Dokumente dar. Interessant ist eine Bittschrift, die eine Einladung vor Gericht (Ende des 14. Jh.s) erwähnt und an ein Kollegium aus vier Männern adressiert ist. Vf.n interpretieren das Kollegium als ein kollektives Organ der „Weisesten“, das 1337 in einer hansischen Quelle erwähnt ist. A. S.

Der Novgoroder Kreml und der Bischofspalast im 11.–15. Jahrhundert (Novgorodskij detinec i vладыčnyj dvor v XI–XV vv., hg. von Marina Anatol'evna Rodionova, St.-Petersburg 2017, Verlag Dmitrij Bulanin, 408 S., Abb.). – Diese Publikation fasst die Resultate der archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen des Novgoroder Bischofspalastes von 2006–2012 zusammen und publiziert das gefundene Material. Außer einem kurzen Überblick über die Geschichte des Gebäudekomplexes werden im reich illustrierten Buch bevorzugt die Funde systematisch beschrieben und damit den Forschern zugänglich gemacht, statt sie zu interpretieren. A. S.

Als Zeugnis westlicher Kultur würdigt O[leg] M[ichajlovič] Olejnikov einen Ausgrabungsfund des Jahres 2016: *Ein Glasspiegel mit Bleiunterschicht aus Groß-Novgorod* (Stekljanoje zerkalo na svincovoj podložke iz Velikogo Novgoroda, in: *Kratkie soobščeniya Instituta archeologii* 249–II, 2017, 95–108). Das Stück, zu dem es viele deutsche Parallelen gibt, stammt aus einer Ausgrabungsschicht der zweiten Hälfte des 12. Jh.s. Es könnte einem ausländischen Kaufmann gehört haben. N. A.

A[ndrej] V[iktorovič] Jaganov, *Neues über den keramischen Fassadenschmuck in der altrussischen Baukunst der zweiten Hälfte des 15. und des frühen 16. Jahrhunderts* (Novye dannye o keramičeskom fasadnom dekore v drevnerusskom zodčestve vtoroj polovny XV–načala XVI veka, in: *Kratkie soobščeniya Instituta archeologii* 249-II, 2017, 195–203). Im Moskauer Kreml stieß man auf dem Gelände des 1929/30 zerstörten Čudov-Klosters auf Bruchstücke von Bauschmuck, deren Formen in einigen anderen russischen Bauten des späten 15. Jh.s starke Parallelen besitzen. Für uns ist der westliche Charakter dieser Formen von besonderem Interesse, und wir hatten einen Beitrag von Vsevolod Petrovič Vygolov angezeigt, der dafür mit einer Herkunft aus Livland bzw. Norddeutschland und einer Vermittlung durch Pleskauer Meister gerechnet hatte (HGbl. 96, 1978, 284). Dem widerspricht nun J., indem er auf

die primitivere Art der entsprechenden Pleskauer Terrakotten hinweist. Nach seiner Auffassung besteht vielmehr ein Zusammenhang mit dem Erscheinen italienischer Architekten oder anderer Meister aus dem Europa der späten Gotik im damaligen Moskau. N. A.

Elena Aleksandrovna Rybina informiert über *Gewerbe im mittelalterlichen Novgorod (nach archäologischem Material)* (Promysly v srednevekovom Novgorode [po archeologičeskim materialam], in: Istoričeskie issledovanija. Žurnal Istoričeskogo fakul'teta MGU imeni M. M. Lomonosova 3 (2015), 219–235). Behandelt werden Fischfang, Jagd und Bienenzucht, von denen die beiden Ersteren erhebliche wirtschaftliche Bedeutung für die Stadt besaßen. Neben archäologischen Funden bezieht R. auch die Erwähnung von Fischarten und Pelztieren in Birkenrindentexten in ihre Untersuchung ein; sonstige schriftliche Quellen über jene Tätigkeiten der Novgoroder fehlen. Vermerkt wird, dass die Pfeile und Bögen der russischen Jäger in den Darstellungen des sog. Novgorodfahrer-Gestühls der St. Nikolai-Kirche von Stralsund in den archäologischen Funden der Stadt am Volchov Parallelen besitzen. N. A.

In der sowjetischen Periode und nicht selten auch heute galt bzw. existiert noch ein Paradox: Obwohl die „westlichen“, überwiegend hansischen Quellen zur Geschichte des mittelalterlichen Novgorod teils informationsreicher sind als die „russischen“, werden die russischen Historiker des mittelalterlichen Novgorod selten dafür ausgebildet, sie zu lesen. Marina Borisovna Bessudnova hat jetzt ein Hilfs- und Lehrmittel publiziert, das zahlreiche Texte von relevanten Quellen dem russischen Publikum zugänglich macht: *Der Briefwechsel des Novgoroder Hansekontors aus dem Stadtarchiv Reval 1346–1521* (Korrespondencija novgorodskogo Nemeckogo podvor'ja iz Tallinskogo gorodskogo archiva: 1346–1521, Velikij Novgorod 2017, Verlag Novgorodskij gosudarstvennyj universitet, 238 S.). Die kurze Einführung, die vor allem die wichtigsten Publikationen zum Thema präsentiert, und das Nachwort, das die historischen Vorgänge resümiert, bieten die notwendigen Hintergrundinformationen. Die Fußnoten erscheinen dabei leider in kaum lesbarem Kleindruck. Der Hauptteil des Buches besteht aus dem Originaltext und der russischen Übersetzung von 86 Briefen des Hansekontors bzw. der in Novgorod weilenden hansischen Kaufleute aus dem Bestand des Stadtarchivs Tallinn. Laut Angaben der Kopfregesten werden drei von diesen zum ersten Mal publiziert (Nr. 22, 51 und 78). Vf.in hat aber auch in den übrigen Fällen die früher gedruckten Texte mit den Originalen verglichen. Insgesamt handelt es um eine sehr begrüßenswerte Neuerscheinung, die auch für die nichtrussische Hanseforschung von Interesse ist. Die Publikationen der Novgoroder Universität haben ihren guten wissenschaftlichen

Standard nachgewiesen; es ist zu hoffen, dass sich auch die technische Seite verbessern wird. A. S.

Die Monografie von Adrian Aleksandrovič Selin, *Die Smuta im Nordwesten [Russlands] am Anfang des 17. Jahrhunderts. Forschungen aus dem Leben der Novgoroder Gesellschaft* (Smuta na Severo-Zapade v načale XVII veka: očerki iz žizni novgorodskogo obščestva, St. Petersburg 2017, Verlag Blic, 720 S., Abb.) ist ein geringfügig veränderter Neudruck der ähnlichen Buchpublikation des Verfassers aus dem Jahre 2008 (vgl. HGBll. 127, 2009, 239). A. S.

Von den vielen Beiträgen des jüngsten Sammelbandes *Archäologie und Geschichte Pleskaus und des Pleskauer Landes* (Archeologia i istorija Pskova i Psovskoj zemli. Seminar imeni akademika V. V. Sedova. Materialy 62–go zasedanija, hg. von P[etr] G[rigor'evič] Gaidukov [u. a.], Moskau, Pskov 2017, Institut archeologii RAN, 400 S., Farbabb.) können hier nur einige vorgestellt werden, die einen Bezug zur hansischen Geschichte aufweisen. E[lena] V[jačeslavovna] Salmina, S[ergej] A[natol'jevič] Salmin und R[ozalija] G[ennadieвна] Podgornaja (57–61) fassen in ihrem Beitrag die Ergebnisse der vieljährigen archäologischen Untersuchungen auf dem Pleskauer Markt (Novy Torg) zusammen, dank derer die Besonderheiten der „materiellen Kultur des Torg“ aus dem 16.–18. Jh. erkennbar sind. Wie wir erfahren, wurden in einem Katalog mehr als achttausend Funde vom Novyj Torg vorgestellt. – In seinem Beitrag über *Die Handelsbeziehungen der Bevölkerung des nordwestlichen Novgoroder Landes* (114–125) beschreibt V[ladislav] J[ur'evič] Sobolev neue archäologische Zeugnisse für den Handel der auf dem Land wohnenden Novgoroder mit dem Ausland im 11.–14. Jh. Dazu gehören das Handelsinventar (verschiedene Arten von Waagen und Gewichten) sowie Zahlungsmittel aus Bestattungen und aus den Kulturschichten von ländlichen Siedlungen. In diesem Zusammenhang bemerkt Vf., dass die byzantinischen und westeuropäischen Silbermünzen, die im Novgoroder Land entdeckt wurden, meistens nicht als Zahlungsmittel, sondern als Schmuck angesehen werden sollten. Als Handelsprodukte sind einige Alltagsgegenstände genannt, insbesondere Keramik aus den westslavischen Gebieten sowie Schmuck und Kleidungselemente, die unter anderem litauische, gotländische und sonstige skandinavische Analogien besitzen. Der Blick auf das archäologische Datenmaterial zeigt eine steigende Tendenz der ausländischen Warenlieferung nach dem Nordwesten des Novgoroder Landes, aber die Frage nach den großen Handelszentren, aus denen die ausländischen Waren dorthin gebracht worden sind, lässt Vf. offen. – In dem Artikel von M[ichail] I[vanovič] Petrov (171–186) geht es um die Weiterentwicklung der Methode bei der Erforschung der archäologischen Komplexe der Stadthöfe

von Novgorod im 10.–17. Jh., welche die Gliederung der Stadtbevölkerung des mittelalterlichen Novgorod sowie deren stufenweise Entwicklung präzisieren lässt. Hierbei bildet die Kategorisierung der Objekte nach der Art ihrer Anwendung, also ihren Funktionen, die Grundlage einer Gruppenzuordnung. Die Notwendigkeit einer solchen Untersuchung begründet der Vf. mit der großen Menge von Funden, die aus städtischen Ausgrabungen stammen. Der Aufsatz berücksichtigt sowohl die internationale Erfahrung mit diesem Ansatz (Trondheim, Szczecin) als auch seine Anwendbarkeit auf die Materialien von Novgorod. – P[avel] P[avlovič] Kolosnicyn liefert einen Beitrag über *Hölzerne Schuldstäbchen in mittelalterlichen schriftlichen Quellen* (223–229). Zwecks Sicherung von Kreditgeschäften in mittelalterlichen russischen Städten wurden solche Stäbchen entsprechend der Menge der geliehenen Geldsummen oder Waren mit Kerben versehen. Die meisten Fundexemplare stammen aus Groß-Novgorod (80) und Staraja Russa (85). K. vermutet, dass diese Praxis im Novgoroder Land im 10.–15. Jh. weit verbreitet war. Er schließt nicht aus, dass die Kerbhölzer auch als Geldersatz oder Schuldscheine verwendet werden konnten. – A[leksej] O[legovič] Ševcov berichtet über Lieferwege der byzantinischen Silbermünzen (Miliarensia) nach der Rus' vom 10. bis zum frühen 12. Jh. (296–308). In der Geschichtsschreibung gibt es zwei Meinungen über den Weg, auf dem die byzantinischen Gepräge nach Russland gelangten. Einige Forscher postulieren, dass sie zusammen mit dem vorherrschenden Silberstrom aus dem Westen und dem Osten kamen. Von dieser Position her scheint es, dass die Schwankungen in der Zahl der eingehenden Münzen nicht von den russisch-byzantinischen Beziehungen abhingen, sondern vom russischen Außenhandel mit der westlichen und der arabischen Welt. Die zweite Position wird von Thomas S. Noonan vertreten, der die Schwankungen als Folge des Geldaustausches beim gleichzeitigen Zustrom von Miliarensia, Dirhems und Denaren betrachtet. Vf. behandelt 36 Komplexe mit byzantinischen Silbermünzen im altrussischen Gebiet mit einer Kartierung der Münzfunde und hält fest, dass der Hauptteil der entsprechenden Horte aus der zweiten Hälfte des 10. und der ersten Hälfte des 11. Jh.s deutlich den Lauf des Dnjepr mit seinen Nebenflüssen markiert. Seit dem frühen 11. Jh. verschob sich aber deren Hauptlage allmählich nach dem russischen Nordwesten. Das Gesamtbild zeigt also den Weg „von den Warägern zu den Griechen“.

M. Bessudnova

Dmitrij Micheev spricht über *Pleskau als Handelszentrum des Moskauer Staates in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach dem Zeugnis englischer Quellen* (Pskov kak torgovyj centr Moskovskogo gosudarstva vo vtoroj polovine XVI stoletija po svidetel'stvam anglijskich istočnikov, in: Gosudarstva Central'noj i Vostočnoj Evropy v istoričeskoj perspektive. Sbornik naučnych statej po materialam vtoroj meždunarodnoj naučnoj konferencii, Pinsk 2017,

50–53). Vf. zieht die Russlandberichte der Autoren Clement Adams, Giles Fletcher und Jerome Horsey heran. Entsprechend der Tatsache, dass Pleskau im russischen Außenverkehr während des 16. Jh.s an die erste Stelle rückte, haben diese Autoren seine Handelsbedeutung besonders im Blick. Überschätzt wird von ihnen der Umfang des Flachsbaus im Gebiet von Pleskau, was M. vermutungsweise damit erklärt, dass über diese Stadt, die bei der Ausfuhr russischer landwirtschaftlicher Produkte pionierhaft vorangegangen war, auch der Export von Flachs aus dem mittleren Russland vonstattenging. N. A.

Der Moskauer Historiker Dmitrij Michajlovič Volodichin publiziert eine neue Biografie des schrecklichen Zaren: *Ivan IV. Groznyj. Zar und Waisenkind* (Ivan IV Groznyj. Car'-sirota. Žizn' zamečatel'nych ljudej, Bd. 1884, Moskau 2018 [tatsächlich 2017], Verlag Molodaja Gvardija, 342 S., Abb.). Vf. richtet viel Aufmerksamkeit auf die schwierigen Jugendjahre des verwaisten Herrschers sowie die Formierung seines Charakters und Weltbildes und betont, dass die Beziehungen zwischen dem Zaren und der Aristokratie eigentlich nie gut waren. Die livländischen „Zwergstaaten“ wurden für den Angriff ausgewählt, weil sie schwach und russlandfeindlich waren, besonders aber, weil damit die Gelegenheit bestand, von Bauern besiedeltes Land zu erobern, was für den Zaren zwecks Belohnung der Dienstadligen notwendig war. Ivan und die russische Kirche hatten auch Angst vor der Reformation. Die Livländer aber „stellten sich einfach nicht vor, von welcher Unmenge der Heimsuchungen sie wegen ihres eigenen Hochmuts bald betroffen werden“ (111). Die Opričnina wird vom Vf. als eine militärisch-administrative Reform betrachtet, die an sich notwendig war und von der komplizierten Kriegslage verursacht wurde, die aber wegen ihrer gewaltsamen Methoden scheiterte. Die Ursache des Novgoroder Pogroms dürfte offener Widerstand der Stadtbewohner gegen den Terror gewesen sein, besonders wegen der Respektlosigkeit der opričniki gegenüber der Kirche. Vf. ironisiert gleichmäßig die Versuche, den Zaren in der Geschichtsschreibung zu diskreditieren oder zu idealisieren. Sein eigenes psychologisierendes Portrait Ivan Groznyjs neigt jedoch eher zur Sympathie für den Zaren oder wenigstens zum Verstehen seiner Politik. A. S.

Die kleine Monografie des Belgoroder Historikers Vitalij Viktorovič Penskoj *Grundriss der Geschichte des Livländischen Krieges. Von Narva bis Fellin 1558–1561* (Očerki istorii Livonskoj vojny. Ot Narvy do Fellina 1558–1561 gg., Moskau 2017, Verlag Centrpoligraf, 256 S., Abb.) widmet sich vor allem den militärischen Aspekten des Krieges. Vf. gibt zu, dass das Buch seine Entstehung maßgeblich den von Google Books zugänglich gemachten älteren Quellenpublikationen verdankt. Überwiegend wurden hier dennoch russische und ins Russische übersetzte livländische Quellen verwendet. Den Ausgangs-

punkt der Darstellung bildet die These, dass Livland im 16. Jh. kraftlos und dem Zerfall preisgegeben war; gleichzeitig fand an der livländischen Ostgrenze ein Handelskrieg statt. Die Intrigen des Königs Sigismund von Polen führten dazu, dass sich das ursprünglich friedliche Moskau in die Teilung Livlands einmischte, um den Konkurrenten zuvorkommen. Sigismund ist dann auf dem Feld nicht besonders erfolgreich gewesen, den antirussischen Propagandakrieg hat er jedoch gewonnen. Hätte Ivan Groznyj aber 1557–1558 seine Hauptkräfte direkt gegen Riga geschickt, wäre die Stadt bestimmt eingenommen worden und die ganze Geschichte des Landes dann anders verlaufen – obwohl ein weiterhin schwaches Livland als Puffer eigentlich allen Nachbarn bestens zugutegekommen wäre. Vf. bietet dem Leser abwechselnd quellennahe Vermutungen über mögliche Truppenstärken sowie militärische Planungen und große Verallgemeinerungen über die politische Geschichte Ost- und Ostmitteleuropas. A. S.

Im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jh.s bildete Vologda auf dem Wege zwischen Moskau und Archangel'sk einen wichtigen Handelsplatz. Beiträge dazu enthält der Konferenzband *Vorträge zum 80. Geburtstag von Professor Dr. Ju. K. Nekrasov (1935–2006)* (Čteníja k 80-letíju so dnja rođenija d.i.n. profesora Ju. K. Nekrasova [1935–2006]. Materialy Vserossijskoj naučnoj konferencii s međunarodnym učastiem, Vologda 2016). Gestützt auf einen erhaltenen Auszug aus dem Vologdaer Zollbuch von 1662/1663, beleuchtet hier Anatolij Leonidovič Grjaznov die damalige Aktivität von Ausländern auf dem städtischen Markt: *Die Vertretungen westeuropäischer Handelskompagnien in Vologda im Jahre 1663* (Predstavitel'stva zapadnoevropejskich torgovych kompanij v Vologde v 1663 godu, 76–85). Die im Auszug enthaltenen Angaben über Handeloperationen betreffen 14 Ausländer, von denen die meisten Holländer waren, neben denen hier zwei Deutsche, zwei „Moskauer ausländische Kaufleute“ und ein Engländer genannt werden. Diese Ausländer lebten dauerhaft in Russland und trieben teilweise Kommissionshandel; bloß durchreisende Kaufleute sind in der Quelle nicht berücksichtigt. Der kleinen Untersuchung sind Tabellen beigelegt, die von Marina Sergeevna Čerkasova erstellt wurden (80–85). Dazu gehören eine zahlenmäßige Erfassung der westlichen Kaufleute, die in der ersten Hälfte des 16. Jh.s im Moskauer Reich Handel trieben, gruppiert nach den Ländern bzw. Städten ihrer Herkunft sowie eine namentliche Auflistung aller im 17. und im ersten Viertel des 18. Jh.s in Vologda erscheinenden Händler aus dem Westen aufgrund einer großen Zahl von Quellen. Anna Nikolaevna Gusistova entdeckte in dieser Stadt sogar *Ein Ausländerviertel. Die Höfe der ausländischen Kaufleute in Vologda im 17. und frühen 18. Jahrhundert* (Nemeckaja sloboda: dvory inostrannyh kupcov v Vologde v XVII – načale XVIII v, 86–89). Sie belegt eine Konzentrierung des Hofbesitzes im Stadtbezirk Novinki,

gelegen am „Moskauer Weg“ und beim Flusse Vologda. Die anspruchsvolle Bezeichnung „Nemeckaja sloboda“ = Ausländervorstadt oder -siedlung ist freilich für Vologda offenbar quellenmäßig nicht belegt. (Zum Verständnis der Übersetzung: Das Wort „nemeckij“ bedeutete im 17. Jh. noch nicht wie heute speziell „deutsch“, sondern galt einer großen Gruppe von mittel-, west- und nordeuropäischen Völkern).
N. A.

V[era] A[leksandrovn]a Kovrigina charakterisiert *Die westeuropäischen Unternehmer im Russland des 17. und des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts und das Verhältnis der staatlichen Macht zu denselben* (Zapadnoevropejskie predprinimateli v Rossii XVII – pervoj četverti XVIII v. i otnošenje k nim gosudarstvennoj vlasti, in: Material’nyj faktor i predprinimatel’stvo v povsvednevnoj žizni naselenija Rossii. Istorija i sovremennost’. Materialy meždunarodnoj naučnoj konferencii, red. von V. A. Veremenko, Moskau 2016, 44–50). Durch die Schaffung der rechtlichen Bedingungen für unternehmerische Tätigkeit, als Financier und Abnehmer der Produktion war der Staat mit seinen Bedürfnissen für das frühe russische Manufakturwesen von entscheidender Bedeutung. Er sah sich auf das Können von Ausländern angewiesen, wobei im 17. Jh. die stark überwiegend ausländischen Fabrikanten durchweg Kaufleute waren (Niederländer und Deutsche), während in der Zeit Peters des Großen Handwerksmeister hinzukamen. Dazu wird hier auf knappem Raum vieles Wesentliche besonders prägnant gesagt.
N. A.

Mit einem Beitrag über *Musik im Rahmen der deutsch-russischen Beziehungen vor Peter dem Großen* leitet Norbert Angermann den Sammelband *Musik am russischen Hof. Vor, während und nach Peter dem Großen (1650–1750)*, hg. von Lorenz Erren (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Moskau, Bd. 7, Berlin-Boston 2017, De Gruyter Oldenbourg, 1–15) ein. Vf. schließt damit eine Forschungslücke vor allem in der deutschen Geschichtsschreibung zu den frühen Beziehungen der Rus’ zu deutschen Regionen. Verursacht wurde die Lücke durch die dünne Überlieferung einerseits sowie andererseits den Umstand, dass die Kulturbeziehungen auf anderen Gebieten nachgewiesenermaßen intensiver gewesen, weniger durch die konfessionellen Gegensätze beeinträchtigt worden sind. Nach seiner Einführung in den Forschungsstand wendet sich Vf. den Anfängen zu Zeiten der Kiever Rus’ zu. Insbesondere Kiev und die Stadtrepublik Novgorod stechen dabei als Zentren des Handels hervor, der bei der Vermittlung deutscher Glocken in russische Regionen eine tragende Rolle spielte. Als Quellen dienen vornehmlich die reichen archäologischen Funde. Der Glockenhandel blieb keineswegs Episode, was bislang jedoch keinen Niederschlag in der Fachliteratur zu den deutsch-russischen Handelsbeziehungen fand. Der von einzelnen Forschern vertretenen

These, das Skomorochentum der frühen Rus' sei von deutscher Spielmannskunst beeinflusst worden, folgt Vf. allerdings nicht. Nicht nur importierte Glocken, sondern auch Glockengiesser konnte man als Fachleute zuerst in Novgorod, später auch in Moskau antreffen. Vf. belegt die beständige Nachfrage bis ins 17. Jh. hinein. Reale abendländische Musikinstrumente ließen sich vor dem 17. Jh. im russischen Milieu offenbar nicht vorfinden, wohl aber bildliche Darstellungen solcher Instrumente in handschriftlichen Büchern, die zumindest dem engeren, höheren Kreis der russischen Gesellschaft zugänglich gewesen sind. Westliche Musikinstrumente in natura, z. B. Orgeln, Trompeten, Violen, lassen sich dann für das 17. Jh. im Besitz von Zaren und Bojaren nachweisen. Die Anwesenheit deutscher Musikanten am Zarenhof und im Heer konstatiert Vf. für die Zeit nach etwa 1620. Größere Gruppen von Musikern wurden schließlich für die Vorstellungen des Moskauer Hoftheaters in den 1670er Jahren angeworben. Bekanntermaßen spielten die Handelsbeziehungen eine tragende Rolle in der Vermittlung aller Arten von Fachleuten an den Zarenhof, die unter Zar Peter dem Großen schließlich zur Selbstverständlichkeit wurde. Vf. räumt ein, dass der ukrainische, weißrussische und polnische Einfluss auf die russische Musik bedeutender gewesen ist im Vergleich zum noch recht begrenzten von deutscher Seite, sieht in der „erheblichen Präsenz“ am Zarenhof ab 1672 jedoch die Vorgeschichte der seit dem 19. Jh. bedeutsamen deutsch-russischen kulturellen Wechselbeziehungen auf musikalischem Gebiet.

S. Dumschat

Die kleine Skizze von Til'man Plat [Tilman Plath], *Interne oder äußere Kolonisation? Ziele und Mittel der Handelspolitik Russlands im 18. Jahrhundert* (Vnutrennaja ili vnešnaja kolonizacija? Celi i sredstva torgovoj politiki Rossii v XVIII v., in: Peterburgskij istoričeskij žurnal 2015, Nr. 1, 5–15) stellt fest, dass die Handelspolitik Russlands im 18. Jh. zwar die schnelle Integration des Landes in den Welthandel ermöglichte, gleichzeitig aber faktisch der Vorherrschaft Englands bei den wirtschaftlichen Beziehungen des Kaiserreiches zugutekam. Eine Ursache sieht Vf. in der rückständigen sozialen Entwicklung Russlands.

A. S.

Autorenverzeichnis

für die Umschau

Abegg-Wigg 257–9; Adamska 251, 269; Ahonen 265; Albrecht 218–23; Andreson 221; Angermann 299; Ångström 232; Aschoff 238; Auge 190; Baensch 227–30; Bagužaitė-Telačkienė 273; Banerjea 276; Baranov 271; Bartels 237; Batūra 282; Beck 187; Belonožka 291; Bessudnova 279, 294 f.; Biermann 186, 189–92; Blewett 229; Blomkvist 210; Bock 186; Boon 264; Borgolte 206–12; Born 232; Brand 263; Braun-Niehr 238; Brendalmo 265 f.; Brown 276; Brüggemann 247; Bushart 230–2; Buske 191, 249 f.; Carmassi 238; Carnap-Bornheim 178 f.; Castro 222; Čerkasova 298; Černecov 292; Chan 286; Chajdarov 290; Christensen 238–40; Chrzan 251, 269; Čiurinskas 283; Czaja 251; Degn 262–5; Długocki 251 f.; Dörner 240 f.; Dubrovin 292; Dworaczyk 191; Eisermann 247–9; Ellinger 263; Elmshäuser 241; Enemark 264; Ęngovatova 292; Eriksson 216; Erren 299 f.; Ettel 186; Fetisov 291; Filjuškin 284 f.; Forler 191; Först 184; Frey 186; Fudge 264; Gaidukov 295 f.; Gajdenko 290 f.; Gajdukov 291; Gaşior 224, 230–2; Geiß-Wunderlich 247–9; Gerasimova 283 f.; Gertwagen 207; Giertz 185; Gillingham 274; Gippius 292 f.; Göbel 265; Gomzin 292; Gordin 289; Götz 272; Grjaznov 298; Grulkowski 252; Gusistova 298; Halle 229; Heinze 236; Hermes-Wladarsch 241 f.; Hiekkänen 220; Hiller von Gaertringen, Hans Georg 228; Hiller von Gaertringen, Katrin 228; Holbach 237; Hoppe 232; Horsnæs 259; Freiherr von Houwald 247; Howard 224; Huang 175–8; Huber-Rebenich 252; Huschner 201 f.; Ickerodt 178 f.; Irsigler 233; Ivanovs 276 f.; Jaganov 293 f.; Jahnke 208; Janatková 230–2; Janowski 251; Janson 186; Jaspert 206–12; Jensen 265; Jespersen 264; Jonaitis 273; Jöns 186; Kablitz 184; Kala 277; Kalinina 288; Kaljundi 272; Kaljusaar 273; Kändler 237; Kanstrup 264; Kaplūnaitė 273; Kardasz 252; Karrenbrock 221; Kelsall 264; Kemperdick 219 f.; Kempke 184 f.; Klammt 184–7; Kleingärtner 212–6; Knüvener 224; Kolditz 211; Kolk 281; Kollandsrud 224; Kolosnicyn 296; Kopiński 253; Kostjukevič 284; Kostromin 290; Kott 228, 231; Koval' 287; Kovrigina 299; Kozina 238; Kozlov 285; Kratz-Kessemeier 227–30; Kreem 272; Kroesen 223–5; Krongaard 259–62; Kroon 282; Krötzl 271; Kruppa 238; Kubicki 273; Kuipers 231; Kunkel 247–9; Kurbatov 286; Leimus 275, 280; Lemm 186; Leont'ev 292; Lesser 237; Lindberg 224; Lindner 190; Liwoch 291; Lobbedey 186; Löer 237; Lübke 190; Lück 249 f.; Lützelshwab 272; Maasing 271; Mackert 247–9; Mäesalu 271; Mahling 270; Maier-Weber 233 f.; Makarov 285; Mänd 277; Märcher 259; Markus 279; Marquard-Twarowski 232; Mel'nikova 288; Mesnjankina 285; Micheev 296 f.; Mikulski 253; Möller 247–9; Mozejko 252; Mühlhofer 235 f.; Müller, Ulrich 192; Müller, Monika E. 237 f.; Müller-Wille 186; Münch 242–4; Muraşeva 291; Musbachova 286; Musin 288 f.; Myśliwski 269; Nagel 236; Neitmann 270; Nezzo 229; Nickel 237; Nikitina 290; Nordqvist 269; Nürnberger 218–23; Nyborg 223–5; Oad 279; Ojala 264; Olchawa 247; Olejnikov 292 f.; Olesen 263; Oltrogge 237; Paasche 265 f.; Pankiewicz 251, 269; Penskoj 297 f.; Perschke 229; Peters 236; Petersen 225–7; Petrov 295; Pettersen 266–8; Picková 289; Pigarev 287; Plahter 225; Plat[h] 300; Podberezkin 290; Podgornaja 295; Polechov 282; Pöltsum-Jürjo 274 f., 277; Pötschke 238; Poulsen 259–62;

Pracht-Jörns 234f.; Radionova 293; Radohs 244–7; Radtke 256–9; Radzimiński 252; Rafner 263; Rammo 275; Randos 211; Räsänen 218–23; Ravn 199f., 202–6; Rębkowski 191; Rech 192–9; Reiche 237f.; Retsö 268f.; Richter 225; Rodwell 224; Roelen 233f.; Rohr 252; Roller 224; Röpcke 247; Rosik 190; Röskau-Rydel 229; Roth 187; Rüber-Schütte 238; Ruchhöft 189–92; Rüdiger 208; Russow 275; Rybina 291, 294; Saksa 269, 289; Salachov 287; Salmin 295; Salmira 295; Sauerberg 223–5; Scheltjens 254–6; Schenk 174f.; Scherf 238; Schilp 235f.; Schleinert 247, 249f.; Schmidt 237; Schmiedchen 206; Schneeweiß 186; Schultz 187–9; Schuster 178–81; Ščavelev 288, 291; Ščavinskas 273f.; Ščeglova 288f.; Scior 186; Segschneider 186; Selart 269–73, 278; Selin 295; Sellert 174f.; Seppel 281; Ševcov 296; Sicking 216–8; Siegloff 178f.; Sinčuk 284; Sitt 219; Sobolev 295; Søvso 186; Spīrgis 289; Springmann 247; Staats 181–4; Sternheim 271; Stolz 252; Stracke 235f.; Strenga 272; Stütze-Dobrowolska 237; Svensson 258, 268; Sverdlöv 287–9; Tamm 270, 278; Tandecki 253; Teegen 187–9; Theiss 224; Thumser 269–73; Toločko 291; Toomaspoeg 278; Toropova 293; Tschirner 229; Uino 269; Valentin 257–9; Valiev 286f.; Vaškevičiūtė 282; Venge 263f.; Villads 273f.; Voigt 192; Volodichin 297; Wangsgaard 225–7; Weber 233f.; Weilandt 220; Weiss, Sandra 174; Weiss, Rainer-Maria 184–7; Weißbrich 229; Weitling 181–4; Wesemann 192; Wilde 238–40; Wimmer 227–30; Winter 228; Wywrot-Wyszkowska 251; Zacharov 285; Zaliznjak 292f.; Zorn 247; Žukovskij 288

Mitarbeiterverzeichnis

für die Umschau

Angermann, Norbert (N. A.) 283–8., 291–4, 296–9; Benders, Jeroen 216–8; Bessudnova, Maria 286f., 292, 295f.; Biermann, Felix 178–81, 187–9, 244–6; Bosch, Rudolf 254–6; Brüggemann, Karsten (K. B.) 274f. 277–80; Dumschat, Sabine 299f.; Henn, Volker (V. H.) 175–8, 233; Hillebrand, Katja 181–4; Holbach, Rudolf (R. H.) 241; Jahnke, Carsten (C. J.) 256–69; Jörn, Nils (N. J.) 174f., 238–40, 242–4, 247–50; Jürjo, Inna 269–73, 275, 277–9, 281; Klack-Eitzen, Charlotte 218–23; Kunkel, Burkhard 225–7; Kwiatkowski, Krzysztof 253; Lipša, Ineta 276f.; Neumann, Sarah (S. N.) 233–8, 240f.; Orłowska, Anna Paulina (A. P. O.) 251f., 269; Pelc, Ortwin (O. P.) 246f.; Petermann, Kerstin 227–30; Rasche, Anja 230–2, 241f.; Schollmeyer, Lioba 223–5; Selart, Anti (A. S.) 269, 273–6, 280, 282, 284f., 288–95, 297f., 300; Springmann, Maik-Jens (M.-J. S.) 192–216; Volkmann, Armin 184–7, 189–92